VERSTANDES- UND SEELENLEBEN

BEI

TIER UND MENSCH.

[TEILWEISE — IN EXTENSO — ALS VORTRAG GEHALTEN IM OFFENBACHER VEREIN FÜR NATURKUNDE]

VON

WILHELM SCHUSTER.

Benutzte Literatur:

Bernhard Altum, „Der Vogel und sein Leben";

Charles Darwin, „Die Entstehung der Arten"; „Die Abstammung des Menschen . . .";

Espinas, „Die tierischen Gesellschaften";

Eduard von Hartmann, „Die Philosophie des Unbewussten";

Immanuel Kant, „Kritik der Urteilskraft";

Harald Othmar Lenz, „Gemeinnützige Naturgeschichte";

Johann Friedrich Naumann, „Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas";

„Nerthus", illustrierte Zeitschrift für volkstümliche Naturkunde (Altona-Ottensen), I—VII; Schriftleitung: Heinrich Barfod;

„Ornithologische Monatsschrift" (Gera), I—XXIX; Schriftleitung: Dr. Hennicke;

G. J. Romanes, „Die geistige Entwickelung im Tierreich";

G. H. Schneider, „Der tierische Wille";

Wilhelm Schuster, „Unsere Vögel: Ihr Leben und Lieben im Laufe des Jahres, ihre Farben und Gesänge, ihre positiven und negativen Werte („Nutzen und Schaden"). ihre gegenwärtige Verbreitung" (Verl. Chr. Adolff, Altona);

Theobald Ziegler, „Das Gefühl";

W. Wundt, „Grundzüge der physiologischen Psychologie";

„Zoologischer Garten" (Frankfurt), I—XLV; Schriftleitung: Prof. Dr. O. Boettger;

und viele andere Werke und Zeitschriften.

Seminardirektor Dr. Schäfer in Friedberg hat freundlichst die Korrektur gelesen.



Homo animal — — et non animal!
Schuster.

Die Tiere sind die letzten Besonderheiten, die noch in Differenz mit der Substanz sind, sie sind noch nicht die Substanz, noch nicht die allgemeine reine Vernuft selbst, deshalb sind sie in ihren Handlungen bloss Ausdruck oder Werkzeug der im All wohnenden Vernunnft, ohne selbst vernünftig zu sein. Bloss in dem, was sie tun, ist Vernunft, nicht in ihnen selbst. Sie sind vernünftig durch blossen Zwang der Natur, denn die Natur ist selbst die Vernunft ..... — Obgleich selbst nichts als blinder Mechanismus, ist die Natur doch zweckmäfsig; sie stellt eine Identität der bewussten subjektiven und bewusstlosen objektiven Tätigkeit dar.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling.

Verstandes- und Seelenleben sind zwei grundverschiedene Faktoren (Momente) im Dasein des Menschen. »Verstand« und »Seele« sind absolut zu trennen. Unter jenem Begriff werden die rein geistigen Eigenschaften, Fähigkeiten, Anlagen verstanden, unter diesem Begriff die Gefühlsanlagen; jenes sind die »dianoetischen (d. i. Verstandes-) Grössen« der Philosophie des Aristoteles, dieses bezeichnet man gemeinhin mit »Psyche«, welches als ein Kollektivbegriff für die gesamten Gefühls-Funktionen unseres Lebens anzusehen ist. — Es muss hier sogleich bemerkt werden, dass der Unterschied zwischen »Verstand« und »Seele«, »geistigen« und »psychischen« Eigenschaften so unendlich oft nicht nur von Laien, sondern auch von Unterrichteten nicht beachtet und eingehalten wird. So schreibt z. B. selbst Häckel (»Welträtsel«, S. 46): »Der Mensch besitzt keine einzige »Geistestätigkeit« (! !), welche ihm ausschliesslich eigen ist; sein ganzes Seelenleben (! !) ist von demjenigen der nächstverwandten Säugetiere ....«

Die falsche Identifizierung, Verwechselung, Vermischung, das Durcheinanderwerfen von Verstandesleben und Seelenleben liegt handgreiflich

vor. Oder man vergleiche bei Groos (»Spiele der Tiere«, S. 127): »Ich nahm an, dass zuerst bei dem jungen Tier, das mit einer Holzkugel, einem Ball oder derartigem spielt, noch keine feineren psychischen (!) Vorgänge mitwirken. Dagegen glaube ich bestimmt, dass solche Vorgänge durch die häufige Wiederholung des Spiels allmählich hervortreten müssen. Wenn die Katze immer wieder die gleiche Kugel verfolgt, so wird doch mit der Zeit etwas von jenem »Rollenbewusstsein« (!) in ihr auftauchen, das eine freiwillig übernommene Scheintätigkeit beim Menschen begleitet«. Dieses Bewusstsein — das Rollenbewusstsein — ist doch, wenn es überhaupt wirklich vorhanden ist [was ich durchaus bestreite, da ein Tier niemals mit bewusster Absicht nur zum Scheine eine Tätigkeit ausübt], nur ein rein geistiges Bewusstsein, kein Seelenleben, kein psychischer Vorgang.

Die hier vorzunehmende Untersuchung soll darüber Aufschluss geben, inwiefern und wie weit sich das Verstandesleben des Tieres von dem des Menschen unterscheidet, während ich im zweiten Teil zeigen will, dass ein eigentliches Seelenleben nur dem Menschen, nicht aber den Tieren zukommt (mit Ausnahme vielleicht der Hunde, Affen — speziell der auf einer fast übertierischen Entwickelungsstufe stehenden Menschenaffen —, Pferde etc., welche immerhin wohl eine Spur von eigentlichem Seelenleben zeigen). Meine Untersuchung erstreckt sich demnach zuerst auf das Verstandesleben, alsdann auf das Seelenleben.

I. Verstandesleben.

A.

Ich betrachte zunächst die materielle Basis des Verstandeslebens.

Alle geistigen Vorgänge sind gebunden an einen plastischen Stoff. In den meisten Fällen ist dies das Gehirn, und zumal die Grosshirnrinde (beim Menschen und den höheren Vierfüsslern). in anderen Fällen teilweise die als Gehirn funktionierende Rückenmarkslinie. Während das Kleinhirn als Sitz der Sprachkenntnisse angesehen wird (bei dem homo primigenius ist das Kleinhirn sehr wenig entwickelt, woraus zu schliessen ist, dass jener sprachlich sehr unbeholfen war), verteilen sich die einzelnen der übrigen Geistestätigkeiten auf verschiedene Lagen der Grosshirnrinde. Sie seien hier lokalisiert — jede an ihrem einen bestimmten Ort —, meint die zeitgenössische Naturwissenschaft; wie weit

dies im einzelnen richtig ist, steht noch dahin (jedenfalls aber verteilen sich die Geistesfähigkeiten einzeln auf die Grosshirnrinde). Gehirn und Nervensystem, die Träger des Geisteslebens, sind bei den einzelnen Tieren verschieden beschaffen; am meisten ausgebildet sind sie natürlich beim Menschen und bei den Vierfüsslern. Die Vögel zeigen eine weit geringere Ausbildung des Nervensystems als die Vierfüssler, ihr Grosshirn, aus zwei Halbkugeln bestehend, zeigt keinerlei Windungen auf seiner Oberfläche.[1]) Nicht alle Lebewesen — nur der geringere Teil von ihnen — haben ein bestimmtes, von den übrigen körperlichen Bestandteilen differenziertes Organ für die Geistestätigkeiten (das Neuroplasma der Ganglienzellen und die Nervenfasern). Die niederen Tiere haben, wie die Pflanzen, keine gesonderten Nerven und Sinnesorgane.

Bei den einzelligen Protisten ist erst garnicht ein Körper, auf welchem irgend ein »Geistesleben« basieren könnte, vorhanden, sondern der ganze lebendige Organismus ist hier eine einzige Zelle. — Die materielle Basis des Verstandeslebens ist also ebensowohl chemisch zusammengesetzt wie physikalisch beschaffen (veränderlich); sie ist an den Stoffwechsel geknüpft.

Die Geistestätigkeiten bei Tier und Mensch sind im Prinzip dieselben. Aber ihre Intensisät ist verschieden. Ihre Qualität ist verhältnismäfsig gleichartig[2]), ihre Quantität im höchsten Mafse ungleichartig. Die Stärke und Fülle der Geisteseigenschaften geht Hand in Hand mit der Ausbildung ihrer Träger, des Nervensystems und des Gehirns. —

Alle Tiere, welchen gesonderte Nerven- und Sinnesorgane fehlen, haben kein selbständiges Verstandesleben. Alle ihre Lebenserscheinungen sind automatische Bewegungen, reflektorische, reaktionsmäfsige Erscheinungen, also Reflex- und Reaktionstaten, welche durch die Verknüpfung von (blosser leiblicher) Empfindung und (zweckmäfsiger, aber des Zweckes unbewusster) Bewegung entstehen. Die Reflextaten entsprechen den Instinkttaten der höheren Tierwelt (also den unbewussten, aber zweckmäfsigen Triebhandlungen).

---

[1]) Nach der Ausdehnung der Windungen — der Oberflächengrösse des Gehirns — bemisst sich das Mafs der Intelligenz.

[2]) Es wird sich später zeigen, dass allerdings auch ein qualitativer Unterschied aufgestellt werden kann (Mangel der „Vernunft“ bei den Tieren).

Ein Verstandesleben haben nur diejenigen Tiere, welche ein eigens ausgebildetes Gehirn und Nervensystem haben, also: Die Schädeltiere mit Gehirn (aus fünf Hirnblasen entstanden: Kranioten), die Säugetiere mit überwiegend entwickelter Grosshirnrinde (Placentalien), die höheren Menschenaffen und Menschen, mit besonderen Denkorganen (im Prinzipalhirn: Anthropomorphen); kein Verstandesleben haben die einzelligen Protozoen (Infusorien), die vielzelligen Protozoen (Katallakten), die ältesten Metazoen (Platodarien) u. s. w ; fraglich bleibt es, ob ein selbständiges Geistesleben vorhanden ist bei den wirbellosen Tieren mit einfachem Scheitelhirn (Vermalien) und den schädellosen Tieren mit einfachem Markrohr, ohne Gehirn (Akranier). Unter eigentlichem Verstandesleben ist natürlich nur diejenige selbsttätige Denkarbeit zu verstehen, welche sich ihres Wollens, ihrer Zwecke, ihrer Ziele (selbst) bewusst ist.

Alle das Leben des Individuums wie den Fortbestand der Art fördernden und erhaltenden Lebensvorgänge im niederen Tierreich sind also automatisch, reflektorisch, instinktmäfsig. Es ist »physische Reaktion« auf einen von aussen oder innen kommenden Reiz. Der Amphioxus oder Lanzelot z. B., das niederste Wirbeltier, entwickelt sich körperlich (nach Art der wirbellosen Tiere), ernährt sich, pflanzt sich fort u. s. w. in der vortrefflichsten und exaktesten Weise; alles dieses tut A. wie eine selbstbewegliche Maschine, also ohne jedes reflexionsmäfsige (geistige) Nachdenken. Ein solches kann nicht statthaben, weil ein konzentriertes Organ, in welchem es statthaben könnte, durchaus fehlt.[1]) — Es ist, wie schon gesagt, eine grosse unbeschreibliche Summe von urwüchsigen Trieben, die in den Tieren wohnen, die sie in der vollkommensten und zweckmäfsigsten Weise dasjenige tun lassen, was je im einzelnen Falle notwendig ist. Es sind Lebens- oder Bewegungsreize, die ebenso selbstverständlich sind und ebenso natürlich sich auswickeln, auslösen, entladen wie etwa das körperliche Wachsen des Schnabels beim Vogel oder das materiale Hervorsprossen des Bartes beim Manne. Es ist kurzweg das »Leben«, der Vitalismus, dieses grosse, unendlich rätselhafte Ding, welches der organischen Natur im Unterschiede zur anorganischen Natur eigen ist. Vielleicht ist das überaus Zweck-

---

[1]) Einige wenige Naturforscher sind hier überaus ungründlich und werfen die verschiedenen Begriffe durcheinander, wie ich später zeigen werde.

mäfsige und grossartig Harmonische das Wunderbarste in dem Erscheinungsbild dieser Vorgänge. — Alle Lebenshandlungen der Infusorien, Polypen, Quallen, Röhrenwürmer, Seerosen, Seenelken u. s. w. sind automatische Instinkthandlungen. Die komplizierten Fortpflanzungserscheinungen bei den Läusen, Mücken, Schmetterlingen, Vögeln z. B.[1]) beruhen auf einem dem Individuum selbst unbewussten Naturprinzip; von bewusstem Willen, Zweck, von Absicht seitens des Tieres kann dabei gar keine Rede sein. Die Vorgänge der Empfindung und Bewegung fallen bei den Protisten noch mit den molekularen Lebensprozessen im Plasma selbst zusammen, sind also ganz unbedingt unbewusst. Die Lebenstaten des gereizten Badeschwamms und aller anderen Spongien sind lediglich Reflex-Reaktionen; ihre Empfindung und Reizleitung ist oft langsamer und weniger energisch als die der Sinnpflanzen (Mimosa), welche beim Betreten ihrer Wurzeln die Fiederblättchen zusammenlegen, ja mitunter selbst langsamer als die Lebenstätigkeit der Fliegenfallen, Kletter- und Schlingpflanzen. Die Urdarmtiere (Gasträaden) sind aus zwei einfachen Zellenschichten (Epithelien) gebildet, von denen die innere (Darmblatt) die vegetalen Tätigkeiten der Ernährung, die äussere (Hautblatt) die animalen Funktionen der Bewegung und Empfindung vermittelt — — und es funktioniert diese automatische Maschinenanlage des Organismus so gut wie etwa die der hochstehenden Hunds- oder Papstaffen, welche mit dem Regulator »Geist« oder »Verstand« dazwischenfahren. Der Süsswasserpolyp (Hydra) und die festsitzenden, nahe verwandten Hydropolypen besitzen noch keine Nerven und höheren Sinnesorgane — und mithin noch keine Spur einer Verstandestätigkeit —, aber wohl eine sehr grosse körperliche (physische) Empfindlichkeit. Wenn das in unserem Rheintal so häufige Schwammspinnerweibchen (Ocneria dispar) seine Eier an einen Baumstamm (Weide, Buche) legt und sie mit einem gelben Haarfilz, welcher sich von dem Hinterteil des Tieres ablöst, überzieht, so weiss es gewiss nicht, dass einerseits diese Plasmagruppe den gewöhnlichen gelben Baumschwamm überaus prägnant vortäuscht und andererseits die überdeckende Filzhülle die Eierchen im Winter bei sehr grosser Kälte vor Erfrieren bewahrt; dies letztere Gedankenmoment kann um so weniger im »Bewusstsein der Mutter« vorhanden sein bezw. auftauchen,

[1]) Wie wir später sehen werden: in einiger Hinsicht auch noch bei dem Menschen.

als sie dann, wenn sich die Tatsache selbst verwirklichen soll und muss, garnicht mehr lebt, also auch den Klimazustand, betreffs dessen sie Vorausahnungen haben müsste, überhaupt garnicht kennt. Wenn die Schmetterlingsraupen sich verpuppen, wissen sie nichts von Schlaf und Winter und Kälte. Die Raupe des Nachtpfauenauges spinnt ein Gehäuse mit doppeltem Verschluss am Ausgang, welcher von innen leicht zu öffnen ist, von aussen aber das Eindringen unberufener Gäste erschwert; und doch kennt die Raupe keineswegs die Theorie des Gewölbes, nach der diese federnden Borsten des Ausgangs das Gehäuse so trefflich verschliessen, ohne seinem Insassen später das Auskriechen unmöglich zu machen. Es ist instinktiv, wenn die Ameise Polyergus rufescens sich Sklaven hält, die sie füttern müssen, weil sie sich selbst nicht ernähren kann; wenn das auf trockenem Sandboden oder in weicher warmer Federwolle ausgebrütete Entchen sofort nach dem Ausfallen aus dem Ei auf das Wasser zuläuft, sich blindlings hineinstürzt und davon schwimmt; wenn die erste Bewegung des aus der Eischale hervorbrechenden Köpfchens junger Schnappschildkröten die des Schnappens und Beissens ist: wenn die aus dem (auf der Handfläche Hudson's) zerborstenen Ei herausspringende junge gemeine Jassana (Parra jaçana) ins Wasser fiel, sofort exakt davonschwamm, dann ans Land stieg, sich ins Gras versteckte und geduckt, völlig regungslos liegen blieb wie ein junger Brachvogel oder ein eben aus dem Ei gefallenes Rebhuhn.[1]) — Wenn der Regenwurm nächtlicher Weile aus seinem Erdloch hervorkommt und auf Nahrung ausgeht, so wird er gewiss nicht sein Scheitelhirn oder Akroganglion, welches sich aus ein par dorsalen, oberhalb des Mundes gelegenen Ganglien zusammensetzt, lange in rein gedankliche Tätigkeit bringen d. h. es bewusst um Rat fragen, sondern rein triebmäfsig auf der Erdoberfläche in der Nähe seines Erdloches umherwandern, das erste nächste halbfaule Weiden- oder Lindenblatt erfassen, zu seiner Höhle zerren, beim Abwärtssteigen in derselben mit dem unteren oder oberen Teil zur Hälfte nach sich ziehen und sich gemächlich einige Zeit hindurch dem besten Schmause hingeben. Ebenso wird er sich ganz automatisch bei kälterem Wetter tiefer in seine etwa 1 m lange Höhlenröhrung zurückziehen, bei wärmerem höher hinaufsteigen;

---

[1]) Ich weise hier auf das hin, was ich im „Journal für Ornithologie" über „Schutzfärbung und Instinkt" geschrieben habe. Es findet sich diese Studie im Jahrgang von 1902, wo ich nachzulesen bitte.

er folgt darin ganz seinen Instinkten. — Der Vogel, welcher sein Nest ausminiert (Eisvogel), aus Lehm zusammenklebt (Schwalbe), zementiert (Salangan), meisselt (Specht), flicht (Elster), webt (Grasmücke), filzt (Buchfink), schneidert (Schneidervogel), denkt gewiss nicht daran, dass es eine gesicherte und warme Heimstätte für die Kalkkugeln, »Eier« genannt, oder, was noch ferner liegt, für die Jungen sein werde, sondern er baut triebmäfsig; er baut, weil er bauen muss, weil es ihm ganz unmittelbar, unwillkürlich und unbedingt in Fleisch und Blut liegt. Der junge Kuckuck ruft sein erstes »gugu!« — ohne Belehrung seitens seines (nicht anwesenden) Vaters — rein triebmäfsig, auf Grund seiner selbstverständlichen physiologischen Organisation. Dasselbe gilt von jedem Lockruf, Warnruf etc. und dem Grundstock des gesanglichen Talents eines jeden jungen Vogels; es gilt von allen natürlichen Lauten aller Tiere. Und gerade die geniale Wissenschaft der von den Gebrüdern Grimm angeregten Spracherforschung und Sprachvergleichung hat uns ja gezeigt, dass die Mutter — einerlei, welcher Rasse, Nation oder welchen Stammes — je die bestimmten Formungen des Gaumens, der Zunge, des Mundes auf ihre Kinder vererbt, sodass diese später befähigt sind, die ihrem Volksstamme eigenen und angemessenen Laute auszusprechen; aus diesem Grunde war es z. B. möglich, dass die von Osten her in Palästina eingewanderten nomadenhaften Hebräer sich bis noch spät in der grossen Propheten (Jesaja, Jeremia, Ezechiel) Zeit hinein von den autochthonen Kanaanitern unterschieden; aus diesem Grunde auch, dass Petrus in jener denkwürdigen Nacht als Galiläer erkannt wurde (*ἡ λαλιά σου δῆλόν σε ποιεῖ*).

Auch die meisten Handlungen der höheren Tiere und sehr viele des Menschen sind Instinkthandlungen — — und zwar viel mehr Tathandlungen des Menschen, als man sich selbst bewusst ist! So ist z. B. gewiss auch das so zweckmäfsige Spielen der Mutter mit den Kindern, welches sich ja auch bei den meisten Vierfüsslern findet, eine Instinkttat. Die Freude an der Macht, am »Ursache-Sein«, ist auch bei dem Menschen ein unbewusster, für den Einzelnen wie die Gesamtheit zweckdienlicher Zug. Auch beim Menschen ist vielleicht das Erwachen sexueller Empfindungen bei der Ausführung gewalttätiger Grausamkeitsakte als unbewusste Reizanlage zu bezeichnen und erklärt sich vielleicht aus einstigen Kämpfen der ♂♂ bei der Bewerbung um den weiblichen Teil. — Das Wort Instinctum kommt von dem lateinischen instinguere = einpflanzen und seine beste Übersetzung ist »Naturtrieb«. Es bezeichnet

nach der Formulierung seitens Darwins eine Handlung, die zweckmäfsig ist, aber unbewusst ausgeführt wird. Man kann verschiedene Arten von Instinkt-Formen unterscheiden; die primärsten sind die allgemeinen niederen Triebe, welche dem Plasma von Anbeginn des organischen Lebens innewohnen und die elementarsten Bedürfnisse der Tiere befriedigen; es sind vor allem die Triebe der Selbsterhaltung (Erhaltung des Individuums) und der Erhaltung der Art, also die der Ernährung und der Fortpflanzung. Diese Grundtriebe alles organischen Lebens sind entstanden und entstehen noch heute, sind befriedigt worden und werden noch heute befriedigt bei allen Tieren und vielfach auch bei dem Menschen ohne jegliche Mitwirkung des Verstandes und der Vernunft (ich erinnere an die elementaren Vorgänge des Essens, Trinkens, Schliessens des Auges bei Gefährdung desselben, Zurückfahrens der Hand vor dem auf die Glaswand des Kastens losschlagenden Kopf der Aspisschlange u. s. w.). — Es gibt auch feinere, sekundäre Formen des Instinkts[1]) wie die komplizierteren Handlungen der höheren Tiere z. B. die Kunsttriebe etwa der Fische, Vögel u. s. w. (vergl. die Nestbaukunst des Stichlings, der Schwalben!); diese Kunsttriebe sind ebenso unbewusst ursprünglich und urwüchsig wie das Wachsen der so ganz wunderbar schönen Farben- und Zeichnungsformen einer augenfleckigen Argusflügelfeder; diese Kunsttriebe sind angeborene Instinkte. Es ist z. B. den Bienen bei dem Bau ihrer Honigzellen eine so exakte und komplizierte Berechnung der Grösse des Winkels, unter welchem die Seitenwände der sechseckigen Zellen bei der grösstmöglichen Ausnützung des vorhandenen Raumes zusammenstossen, gänzlich unmöglich — — eine Berechnung, welche bis vor kurzem noch dem Menschenhirn ein Rätsel und Ding der Unmöglichkeit war, bis es sich an den Konstruktionen der Natur das richtige Mafs absah und ablernte. Die Biene ist in der Tat ebensowenig ein guter Mathematiker (A. R. Wallace) wie der farbenprächtige Papagei ein kunstsinniger Maler oder der März-Bock, welcher noch nicht gefegt hat, ein geschickter Perückenmacher. Wenn der junge Vogel trieb- oder instinktmäfsig sein Nest gebaut hat, sich ebenso triebmäfsig dem Begattungsakt unterzogen bezw. die Eier gelegt hat, setzt er sich ebenso trieb- oder instinktmäfsig — oft mit harter Ausdauer — auf seine Eier

---

[1]) Noll hat in einem der älteren „Zool. Gärten" hübsche Unterscheidungen getroffen. — In „Ist das Tier unvernünftig?" findet sich viel Unrichtiges (neben viel Richtigem).

zum Brüten; denn insbesondere der junge, zum erstenmal brütende Vogel und ebenso gewiss auch der alte weiss ja garnicht, welches Leben in seinen Kalkkugeln steckt — er brütet auch auf untergelegten Porzellaneiern, ja eventuell Steinen —, kennt weder die chemische, morphologische, physiologische, vitalistische Beschaffenheit des Einhaltes noch der Eischale. Der »soziale Instinkt«, wieder eine besondere Art oder Form von Instinkt, von welcher Darwin in lehrreicher Weise eingehend spricht — ohne sich dabei von Widersprüchen freizuhalten — (»Die Entstehung der Arten«, S. 334), äussert sich in dieser Weise, dass die Tiere einer Art ein abgeartetes oder verletztes Einzeltier aus dem Wege zu schaffen suchen, also töten; man kann dies vor allem bei Störchen, Raben (inbetreff der aus der Gefangenschaft zu den Naturraben zurückkehrenden Individuen), Gänsen, Enten und ganz besonders bei Haushühnern beobachten, wo ganz unweigerlich jedes irgendwie defekte Exemplar (auch z. B. solche, welche nur im Wachstum hinter anderen Jungvögeln zurückblieben, ja solche mit nur krummen Beinen) von der ganzen übrigen Hühnerschar überfallen und so lange bepickt wird, bis es tot ist — derartiges passiert in jedem Jahre auf jedem grösseren Hühnerhofe wenigstens einmal (wie z. B. auf dem des Herrn Dr. Wagner oder der grosshzl. Kreiserziehungsanstalt in Mühlheim am Main) —; obwohl die Tiere nicht wissen können, dass die anormalen Tiere insofern der gesamten Art schaden müssen, als sie die von ihnen gezeugten Nachkommen degenerieren lassen und somit die ganze Art schwächen u. s. w., töten sie trotzdem ganz unzweifelhaft aus diesem Grunde die erkrankten oder auch nur kränklichen, schwachen, auffallenden Tiere (für deren Ausmerzung die blosse übrige Natur nicht gerade immer sorgt) doch.[1]) Weit mehr Handlungen der Tiere, als man zu denken pflegt und für gewöhnlich annimmt, sind Instinkthandlungen, weit mehr auch von denjenigen Handlungen, welche anscheinend mit Überlegung, Bewusstsein, Absicht, Verstand ausgeführt werden — und wie oft betrachten wir eine Sache subjektiv anthropomorphistisch, wo wir objektiv zergliedern sollten! —. Ich habe im »Journal für Ornithologie« nachgewiesen, dass das Reagieren der Vögel auf die ihnen eigene Schutzfärbung unbewusst geschieht, was sich einesteils daraus

[1]) Wenngleich z. B. bei der grossen Mäuseplage 1902 im Mainzer Becken die weissen Mäuse sämtlich zuerst dem Infektionsverfahren (mit bacillus typhi murum) erlagen, so sorgte doch da die Natur a priori von sich aus nicht für den Untergang der Albinos.

ergibt, dass sich auch anormale albinistische Tiere (Hasen, Rebhühner, Schnepfen u. s. w.) drücken und somit also gerade dem Verderben sich ausliefern, während sie doch, wenn sie die Sache übersehen könnten, gerade das Gegenteil von dem, was ihre Vorfahren, Brüder und Schwestern getan haben und tun, tun müssten, nämlich schleunigst fliehen; ferner daraus, dass sich die Tiere häufig an einer ungeeigneten Fläche (Rebhühner auf der grünen Wiese) drücken, also momentan da ihrem unbewussten Trieb nachkommen, wo sie die plötzliche Furcht ihm augenblicklich nachzukommen heisst; ferner daraus, dass sie beim Gebrauch der Schutzfärbung nie erst einen — einige Zeit in Anspruch nehmenden — gedanklich bewussten Vergleich ziehen zwischen der Färbung ihres Kleides und der ihres Fluchtortes; ferner dass auch gefangene Tiere (in Zoo's) dem Sicherungstrieb instinktiv nachkommen, wo es gar keinen Zweck hat (z. B. die Rohrdommel in ihrem Gitterbezirk im Münster'schen Tiergarten, vergl. Jahrb. f. Naturk., Jahrg. I, S. 210!). — Ich habe im »Zoolog. Garten« (Jahrg. XLIV, 1903, Nr. 11, S. 337 ff.) gezeigt, dass die sogenannten »Konvente des Alpen-Murmeltieres« (Arctomys marmotta) wie die analogen, noch immer mehr oder minder fabelhaften »Storchversammlungen«, in denen Artgenossen (also Murmeltiere, Störche) getötet werden sollen, unmöglich einen intellektuellen Gehirnprozess zur Grundlage haben können, sondern Handlungen sind, die auf dem sozialen Instinkt beruhen.[1])

[1]) Kein Tier (auch nicht der auf fast übertierischer Entwickelungsstufe stehende Affe) rechnet mit dem Begriff des Todes, mit dem Zustand „tot sein" oder der Eventualität „sterben". Der Begriff „Tod" mangelt dem Tier vollständig; es hat diesen Begriff nie bei sich ausgebildet; es kann ihn auch (zufolge seiner nur tierisch-intellektuellen Ausbildung, seines niedrigen geistigen Verständnisses) gar nicht fassen und begreifen. Ich sah die Schar der Alpendohlen zu der soeben erlegten Genossin zurückkehren: Sie trippelten heran, pickten die Tote an, dachten aber nun offenbar an garnichts, wohl auch nicht daran, dass die Genossin „schlafe" (wenn eine Gedankenbewegung ihr Hirn durchzuckte, so war es höchstens die rein empirisch sich ergebende Verwunderung, dass die Genossin sich nicht rege bezw. mit fortfliege). In den Apriltagen 1903 starb mir unter den Händen das Männchen eines afrikanischen Blaubändchenpaares (Uraeginthus angolensis). Ich legte es auf die Schwelle des halb offenen Türchens und den dabei stehenden Wassernapf. Das Weibchen — und wer wüsste nicht, wie eng die wärme- und schutzbedürftigen Schmetterlingsfinken oder überhaupt die Astrilde zusammenhalten! — kam (während des ganzen Morgens) mehrmals heran, pickte zutraulich am Kopf des Männchens, badete (weil es jedenfalls den mit dem Schnabel im Wasser liegenden Vogel

In den »Ornithol. Monatsb.« habe ich dargelegt, dass das sogenannte, tatsächlich in der Natur vorhandene »Warnen« der Vögel nicht von dem warnenden Subjekt als solches gedacht und beabsichtigt ist, sondern unwillkürlich als Ausdruck des Entsetzens, der Furcht, des Schreckens, der Neugier, überhaupt der momentanen, auf den physikalischen Reiz im Vogelauge unbedingt folgenden Erregung des rufenden Individuums, des warnenden Subjektes selbst, ausgestossen wird, aber wohl für das zu warnende Objekt als Warnruf wirkt.[1]) — Es ist eine rein sinnliche

---

baden sah oder glaubte) immer längere Zeit mit dem Köpfchen, machte aber beileibe keine tiefere Wahrnehmung, staunte nicht einmal, verwunderte sich wohl kaum, sondern lockte nur manchmal an dem beliebten, sonst gemeinsamen Plätzchen auf der Sitzstange im Gefühl des Alleinseins. Wenn eben ein Bauernschwein geschlachtet worden ist und der Lagergenosse desselben Ständchens auch zur Schlachtbank d, h. in den Haushof zu der Lagerstelle des toten Genossen geführt wird (wie es im Vogelsberg allwinterlich geschieht), so beschnuppert und begrunzt das lebende Schwein dieses (das tote) höchstens einmal, verwundert, dass der Genosse so ruhig und friedlich still oder auch nur überhaupt da liege; aber was weiss das lebende Schwein von „tot"? Es sieht nur verständnislos drein. Selbst der Affe wird, wenn er den Gefährten tot sieht, nur denken: Er läuft nicht mehr, springt nicht mehr, regt sich nicht mehr, kratzt sich nicht mehr, schreit nicht mehr u. s. w., indem nur die äusseren, versuchsweise festgestellten Tatsachen gewürdigt werden. Aber er weiss nichts davon, dass alles Fühlen, alles Denken aufgehört hat — regelrechtes Sich-tot-stellen, todähnlicher Starrkrampf, tiefer Winterschlaf, Tod würde ihm alles ein und dasselbe sein —, er weiss nichts davon, dass das körperliche und geistige Selbst hinweg ist, dass der aktive Strom (fluctus), der jedes unserer Körperzellchen durchzieht und jedes einzelne zu einem selbsttätigen Lebe-Organismus stempelt, der z. B. auch fortwirkt, wenn die geistige Kraft, sowohl die Bewegung anleitende (die der Motion) als auch die des Denkens (der Reflexion), ausser Aktion getreten ist, weiss nicht, dass das Treibende (agens), was Leben heisst, die gesamte Energiesumme, der „Vitalismus", unwiederbringlich geflohen ist. Kein Tier kann sagen: „Wir alle müssen sterben"; so weit ist das Tier in seinem Bewusstsein nicht vorgeschritten. Wenn es von dem sinnenfällig, dem augenscheinlich vor ihm liegenden Tod nichts weiss, ihn nicht als solchen erkennt, kann es unmöglich an den zukünftigen denken, kann unmöglich von kranken Genossen sagen: sie werden „sterben".

[1]) Ich verweise auf die betreffende Studie. Sie findet sich im Jahrgang von 1903, wo ich nachzulesen bitte. — Dieses Thema fand dann seine Fortsetzung in dem nunmehr eingegangenen „Ornitholog. Beobachter" (1903) in Bern in der Schweiz, indem der Redakteur G. v. Burg meine Schlussfolgerungen bestritt. Für die Ansichten G. v. Burg's traten in dem sich nun entspinnenden Turnier ein: Herr Lehrer Buxbaum in Raunheim a. M., Herr Dr. Buri, Herr Büreaugeh. G. Rauber, Herr Briefträger S. A. Weber

Handlung, wenn ein Hund, eine Katze oder ein Stück Vieh, eine Taube und dergl., nachdem das Tier auf eine weitere Strecke Landes fortgebracht worden ist, an den Ausgangspunkt zurückkehrt, ohne dass es das dazwischen liegende Gelände gesehen hat. Das Tier arbeitet mit seinem ausserordentlich scharfen Geruchssinn oder überaus grossen Gesichtssinn oder intensiv starken Gefühlssinn, kurz also mit seinem instinktiven Orientierungsvermögen, welches ja viel hundertmal grösser als das des Menschen, des der Natur systematisch entfremdeten, ist und also auch von diesem kaum begrifflich recht verstanden werden kann; wenn man hier von geistiger Befähigung, logischer Ausklügelei etc. reden wollte, würde man dem Tier an Verstandskräften mehr zutrauen als den Menschen, eine übermenschliche Seher- und Schauergabe, nämlich: Diejenigen Örtlichkeiten auf der Distanz zwischen dem alten und neuen Ort, die es niemals gesehen und kennen gelernt hat, infolge irgendwelcher Schlüsse, logischer Kombinationen — also auf Grund geistiger Talente — im voraus oder von selbst zu kennen und auf dem Heimweg zu passieren.[1]) Wir

(Bern) — also vorwiegend Männer des grossen, guten, anthropomorphisierenden Volkes —, für meine Ansichten Herr Professor Dr. O. Boettger in Frankfurt, Herr Oberförster Adolf Müller, Verfasser der „Tiere der Heimat" etc., Herr Pastor E. Christoleit in Königsberg, Herr Redakteur M. H. in Berlin, mein Bruder Ludwig, cand. forest., sowie die Kandidaten K. Chantre u. A. Weck in Giessen.

[1]) Ein per Bahn an das rechte Mainufer oberhalb Hanau's gebrachter Hund lief nach Offenbach zurück; er war bei seiner Ankunft sehr ermüdet und schien durchaus nicht den direkten Weg (sondern vielleicht in Kreislinien) gelaufen zu sein. — Jung aus dem Nest genommene und in einem geschlossenen Behälter nach Offenbach gebrachte Tauben (sog. „Peifjunge"), welche also noch keineswegs die Umgebung ihres alten wie neuen Wohnortes gesehen hatten, stellten sich im heimatlichen Schlage im Dorfe Mühlheim a. M. wieder ein. — Derartige Fälle sind die Ausnahmen. In der Regel finden sich in dieser Weise sich selbst überlassene Tiere nicht zurecht und kommen event. um (was viel zu wenig betont wird, da immer nur die Ausnahmefälle registriert werden und schliesslich als Regel erscheinen können). Das gilt z. B. von allen untrainierten, im fremden Land oder auf hoher See aufgelassenen Tauben. Ja, von den nach kürzeren Strecken und bestimmten Stationen trainierten Brieftauben kehrt oft — trotz ihres scharfen „Guck's", wie mein Landsmann „Tauben-Hinkel" in Mühlheim a. M. sich auszudrücken pflegt — nur die Hälfte an ihren Bestimmungsort zurück, während manche Taube zehn, zwölf und mehr „Badaljen" nach und von den entlegensten Winkeln im deutschen Reiche (wie Wesel, Regensburg, Torgau) mitmacht.

kommen auf Grund des Ausgeführten zum Schluss also zu der Erkenntnis: Die Instinkthandlungen sind — als unter-geistige, unter der Schwelle des Bewusstseins liegende Strömungen in der Welt der Tatsachen und Erscheinungen — bei einem Vergleich der Geisteseigenschaften von Mensch und Tier füglich auszuschalten.

B.

Wie denkt aber nun das höhere Tier? Der Hund denkt, wenn er zu seinem Herrn, der ausserhalb des Hofgitters steht, hinaus will, dass die Hoftüre zu diesem Behufe aufgemacht werden müsse und begibt sich deshalb an dieselbe und wartet dort. Wenn der Vogel im Käfig seinen Futterherrn vor sich stehen sieht mit einem Mehlwurm in der Hand, so denkt er sich, dass er diesen Mehlwurm haben solle und begehrt darnach. Wenn die Kuh im Stalle mit einem Teil des Geschirrs versehen ist, geht sie von selbst hinaus zum Wagen oder folgt wenigstens willig ihrem Herrn, da sie weiss, d. h. sich denkt, dass sie angeschirrt werden soll.[1]) Das Pferd denkt, dass es, wenn das Scheuerntor aufgemacht und die Gartenrampe zurückgeschoben ist, hinaus auf die Weide springen kann und soll. Der gefangen gehaltene und in der Stube umherspazierende Vogel setzt sich vor die Stubentüre, weil er weiss — denkt —, dass es da zum Zimmer hinausgehe (nachdem er seinen Herrn hinausgehen sah, ohne selbst hinausgekommen zu sein, während das Hinfliegen des Vogels nach dem Fenster zu als dem helleren Teil des Zimmers eine unbewusste Reizanlage ist). Eine junge Katze denkt, wenn sie mit einem Knäuel Garn spielt, dass sie einen Bewegung, also (gewissermafsen) Leben zeigenden Gegenstand vor sich habe (wobei es eben gilt, mit den Krallen oder Zähnen zuzufassen) [während alles andere bei derartigem Spielen auf nicht verstandesmäfsigen Reizgefühlen beruht][2]). Das sind wirkliche Gedankenvorgänge im Hirn der Tiere, die nicht an selbstverständliche Naturtriebe gebunden sind, während z. B. der Umstand, dass ein gefangen gehaltenes Vogelmännchen sein Weibchen

---

[1]) Wie ich selbst hundertmal erfahren habe, als ich noch als Junge — als Sohn eines Landpfarrers, der nach guter alter Sitte eine eigene Feldwirtschaft hatte — die Kühe des Pastorats auf die Weide trieb oder an den Wagen spannen musste (vergangene fröhliche Zeiten!).

[2]) Ein Bewusstsein der Scheintätigkeit ist nicht vorhanden.

am Wasserbecken trinken sieht und nun auch zum Trinken herbeikommt oder dass ein Pferd, welches einen Wagen zieht, vor einem quer durch die Strasse gehenden Graben, eventuell auch in der Nacht, stehen bleibt, momentane naturgegebene Reizgefühle sind ohne eine sie begleitende Überlegung, also unbewusste Instinkttaten.[1])

Auch die einzelnen Tatausführungen ganzer unbewusster Instinkthandlungen sind dem Tier oft bewusst, sind seine Gedanken; so denkt der Tiger z. B., wenn er eine Beute wittert und nun mit den seiner Art eigentümlichen Bewegungen darauf zuschleicht, dass es gilt, auf Sprungnähe heranzukommen (er ist aber nicht von dem Gedanken beherrscht, dass eben das leise Zuschleichen das Mittel für den Zweck ist); sein Sinnen ist darauf gerichtet, die Beute festzuhalten und zu töten (er denkt aber nicht, dass der Sprung das Mittel zu diesem Zweck ist); er hat die Absicht und den Willen, das erbeutete Tier zu fressen (er denkt aber nicht, dass das Zerreissen des Opfers wiederum das Mittel zu diesem Zweck ist); er ernährt sich (bedenkt aber keineswegs, dass dieses Fressen des Individuums zur Erhaltung der ganzen Art dient, d. h. zweckmäfsig, allgemein notwendig ist).

Ich ziehe das Fazit: Aus den angeführten Beispielen ergibt sich, dass das Tier dasjenige denkt, was es schon erfahren hat, was ihm Gewohnheit ist. Es denkt von dem, was ihm empirisch vor Augen liegt.[2]) Was das Tier einmal oder mehrere Male wahrgenommen hat — wie die Kuh, nachdem sie mehrere Male angeschirrt worden ist, dass es nun mit dem Wagen hinaus ins Feld gehen soll — das weiss und denkt das Tier nun.

Es basieren also die Gedankengänge des Tieres auf Gewohnheitserfahrung oder — wenn man will — Erfahrungsgewohnheit. Das Tier nimmt die einfach empirisch um es herumliegenden und vor sich gehenden Dinge wahr und denkt diese, indem es das sinnliche Bild verwandelt in ein Gedankenbild. Man kann es am besten vergleichen mit einer Spiegelung bezw. einer Wiederspiegelung;

---

[1]) Über Fälle wie gerade den letzten — wir kommen schon ganz in die oft unfruchtbare Kasuistik hinein — lässt sich sehr schwer reden und streiten, wenn man sie nicht selbst miterlebt hat, wenn man nicht weiss, was davon zu halten, wieviel davon wahr ist und wieviel nicht. Aus diesem Grunde sollen sich auch alle Nicht-Naturkenner (wie z. B. Nur-Philosophen) vor Urteilsschlüssen in solchen Fragen möglichst hüten!

[2]) Die gedankliche Arbeit des Tieres ist also die der Reproduktion.

Der Gedanke oder die Vorstellung des Tieres ist das innere Bild des äusseren Objektes. Kombinationen von Gedanken gibt es da zunächst nicht. Wir stehen auf der ersten, einfachsten und rohesten Stufe zu dem so entwickelten Denkprozess bei den führenden Geistern der Menschheit.

Auch unter den denkenden Tieren gibt es natürlich wieder einen mehr oder minder grossen Unterschied in der Art des Denkens selbst. Das Geistesleben ist stufenweis verschieden; es ist, wie schon gezeigt wurde, gebunden an die Gehirnsubstanz (je mehr Nervenzentren, um so mehr Geistesleben). Fische z. B. lassen sich angeln; auch wenn sie einmal an der Angel hingen, beissen sie noch immer wieder an: Die sogenannten denkleitenden Verbindungsbahnen zwischen Sehnerv und Hirn sind nur geringe, nur schwerfällig tätige: das Bild des gefährlichen Instruments (und des damit verbundenen unangenehmen Vorgangs) bleibt nicht in ihrem Gedächtnis, in ihrer Erinnerung haften. Vögel dagegen kann man nicht gut zwei- oder dreimal beschiessen; sie »merken« sich das Bild der blitzenden Waffe, des Jägers, des Hundes u. s. w. und fliehen bei den nächsten Malen zeitiger. Die Gehirntätigkeit ist intensiver.

Solange ein Tier nur vom rein empirisch gegebenen Stoff aus in der einfachsten Verknüpfungsweise denkt, ist es natürlich ausgeschlossen, dass es abstrakten, an keinen natürlich vorliegenden Stoff gebundenen Gedankenerörterungen zugänglich ist.[1])

Auf einer höheren Denkstufe befinden sich unzweifelhaft die Affen. Schon oft ist ja die unbedingt richtige Ansicht ausgesprochen worden, dass die Affen auf einer fast übertierischen Stufe hinsichtlich ihres Geistes- und Verstandesleben stehen. Ich will hier einige Geistes- und Gedankentaten des Affengeschlechts namhaft machen, soweit ich sie selbst beobachtet habe. Wenn im Frankfurter Zoo der Wärter den kleinen, flinken Makaken[2]) einige Hände voll Maiskörner hinwirft,

---

[1]) Das Tier hat darum keine allgemeinen Begriffe. Wenn z. B. ein Stückchen Brot auf der Strasse liegt und ein sich dafür interessierendes Tier es sieht, so hat das Tier, wie das Kind, für das vorliegende Ding „Brot" nur schlechthin den Begriff des sinnlich (durch den Geschmack) Bestimmbaren. Was das Brot aber eigentlich ist, woraus es zusammengesetzt ist u. s. w., liegt seinem Verständnis völlig fern.

[2]) Es finden sich dort der gemeine Makak (Macacus cynomolgus), der Manila-Makak (M. philippensis), der Hutaffe (M. sinicus), der rote Bruder (M. erythracus), der Rhesus (M. rhesus), der Schweinsaffe (M. nemestrinus).

stürzt sich die ganze Schar eifrigst darüber her; jeder sucht soviel zu erhaschen als möglich; da er nun die ganze Schar der Gefährten gleich eilfertig sieht wie sich selbst und weiss d. h. sich denkt, dass bei solcher Energieentfaltung der Käfigboden, so stark er vielleicht im ersten Augenblick auch mit Maiskörnern gespickt ist, binnen kurzem wieder so kahl und glatt daliegen werde wie eben zuvor, entwickeln einige Affen (auf Grund des gekennzeichneten Gedankenvorganges) eine so erstaunliche Schnelligkeit in den Bewegungen der beiden Vorderbeine (Arme) von dem Erdboden zum Maule hin (beim Auflesen der Körner), dass man diesen Bewegungen tatsächlich nicht mehr mit dem Blicke folgen kann. Die ganze Situation wirkt lachhaft. — Wenn man den Babuin (Papio babuin) laut und hell anlacht, ärgert er sich. Er wendet sich sofort um und streckt dem Lacher sein Hinterteil zur Strafe prompt entgegen. [Doch gehört dieser Zug wohl eher zum Gefühlsleben des Tieres als zum Verstandesleben]. — Auf der »schönen Aussicht« bei Giessen wird ein Affe gehalten. Sobald nun ein Besucher des Wirtshauses vor den Käfig tritt und in die Tasche greift, sieht der Affe aufmerksam hin; er denkt sich, dass der Besucher in dem, was wir »Tasche« nennen, irgend ein fressbares Ding, vielleicht gar einen Leckerbissen für ihn (den Affen), zu tragen pflege. Er wartet also auf das Hervorziehen der Hand. Zieht der Besucher diese leer heraus, so macht der Affe in seinem Hin- und Herwandeln auf der Stange nicht länger Halt, er sagt sich: Aha, nichts da für mich! Zieht der Besucher etwas hervor, so harrt der Affe des weiteren, zumal dann, wenn der Gegenstand in Papier eingewickelt ist; er sagt sich: Da ist schon etwas und ich kriege es vielleicht. Nun ist in dem Drahtgitter ein Loch. Apfelsinenschalen, mit denen man allen Affen eine Freude machen kann (den Wärtern freilich Verdruss, wenn man sie zu reichlich spendet, da die Leckerei dann unangenehm als Abführungsmittel wirkt), habe ich manchmal dem betreffenden Affen mitgebracht und — sie stachen dem Burschen mit ihrem intensiven Orangengelb recht in die Augen — in die Nähe des Loches im Käfigdrahtgitter gebracht. Zunächst rührte sich der Affe nicht; er dachte: Dieser gute Mann, Freund X, will mich gewiss auch necken wie sonst die anderen Bursche alle; er reagierte also anscheinend garnicht und gab sich den Anstrich völliger Gleichgültigkeit. Sobald er aber die Schale ganz sicher in greifbarer Nähe beim Gitterloch wusste — wieder also das weitere Gedankenbild: Jetzt kannst du sie greifen — fuhr er blitzschnell mit seiner Hand aus

dem Loch heraus und nahm mir die Schale unversehens mit einem festen Ruck ab. Er hatte herausgemerkt — ob dies nun durch Reflexion oder durch empirische Erfahrung, will ich dahingestellt sein lassen, das Letztere erscheint mir zutreffender — dass kurze, feste Entschlossenheit am besten und ehesten zum Ziele führe. So macht er es nun immer. — Wenn eine junge Frau oder ein unverheiratetes Mädchen (etwa ein Kindermädchen) in das Affen-Käfighaus eines Zoo tritt, fängt fast regelmäfsig der eine oder andere der Paviane (Hamadryas. Papio, Cynocephalus und Cynopithecus) zu onanieren an.[1]) Dieser hässliche, charakteristisch tierische Tatvorgang — und auch beim Menschen kann und muss man einen derartigen Vorgang als das niedrigste Residuum charakteristisch tierischer Kadaverbedürfnisse bezeichnen — setzt event. folgende erkenntnistheoretische Gedankenvorgänge bei den Affen voraus: Es gibt bei uns Tieren einen Unterschied zwischen Maskulinis und Femininis — auch bei den zweibeinigen Geschöpfen, den Menschen, gibt es Feminina — die eintretende Person ist ein Femininum — sie steht in der Blüte der Jahre etc. [Die Assoziation der Gedanken (Begleitvorstellung) veranlasst das Übrige].[2])

Die Gedanken des Tieres sind also einfache T a t s a c h e n g e d a n k e n. Sie erstrecken sich immer oder fast immer nur auf die um sie liegenden Gegenstände. Das Nächste um sie, die (geistigen) Bilder der in ihrem Gesichtskreis liegenden realen Dinge sind ihre Gedankengrössen; sie abstrahieren ideell, sie formen sich die wirklichen Dinge gedanklich um zu »ideellen Körpern«, zu einfachen Vorstellungs-

---

[1]) Ich nehme die Dinge beim Schopf und verschweige nichts um relativ kleinlicher Gründe — „sittlicher“ Observanz — willen.

[2]) Ich könnte diesen zuletzt mitgeteilten Fall vielleicht auf den untersten Stufengrad der seelischen Vorgänge stellen. Aber dass neben dem Gefühls-Moment auch G e d a n k e n a r b e i t vorliegt, scheint sich mir u n b e d i n g t daraus zu ergeben, dass der Affe auf das Erscheinen von ä l t e r e n F r a u e n oder M ä d c h e n n i c h t reagiert. Es ist also doch nicht bloss etwa Geruch oder Gesichtssinn im Bunde mit Geschlechtstrieb, was hier tätig ist, sondern es liegt eine b e s t i m m t e G r u p p e v o n E r k e n n t n i s s e n vor. — In Afrika rauben öfters Menschenaffen schwarze Frauen. Es wäre von dem allergrössten wissenschaftlichen Interesse, den Vollzug eines Begattungsaktes zwischen Mensch und Affe herbeizuführen. Unzweifelhaft würde es zur Bildung eines Bastards kommen, da der Affenorganismus ja gerade (allein von allen anderen tierischen) dieselben Blutkörperchen besitzt wie der menschliche. Der hier angedeutete Versuch dürfte freilich in zivilisierten Staaten gesetzlich bestraft werden.

grössen. Das Ding wird zur Idee (und dabei bleibt es). Die Tiere haben für ihr persönliches Bewusstsein Vorstellungen nur über Körper, deren reales Dasein innerhalb des Wirkungsfeldes ihres Auges, ihres Gehöres, ihres Geruches, ihres Geschmackes und ihrer übrigen körperlich sinnlichen Gefühle vorhanden ist. Die Eindrücke dieser Körper auf ihre Sinnesorgane nehmen sie mit den Ganglienzellen des Grosshirns — ihren Denkorganen — auf und bilden durch Assozion jener Körpereindrücke ihre einfachen Vorstellungen. Oder aber — und dies ist die zweite Stufe des Gedanken- und Verstandeslebens der Tiere, welche für die so weit vorgeschrittenen Affen gilt — sie haben einen Tatsachen- oder Wahrnehmungsgedanken und projizieren diesen (durch progressive Weiterentwickelung des Gedankens bei Beachtung von Konsequenzen) auf eine nächste Gedankenstufe und allenfalls noch über diese Gedankenstufe hinaus auf die zweitnächste d. h. sie ziehen eine Schlussfolgerung aus einem Gedanken und aus dieser Schlussfolgerung allenfalls noch eine weitere — weitergehende — Schlussfolgerung. Aber dann hört es ganz sicher auf. Auf eine vierte, fünfte, sechste, zehnte, fünfzehnte Gedankenstufe bringen sie einen Gedanken nicht. Sie bleiben immer im Anfang der Denkprozesse stehen; sie haben eine Wahrnehmung d. h. einen empirisch gegebenen Gedanken und allenfalls aus diesem einen weiteren, nicht streng an das Objekt gebundenen Gedanken Weiter geht es nicht. Rein abstrakt können sie nicht denken. Sie können nicht mathematisch konstruieren[1]). — — —

Ganz anders ist es beim reifen, denkenden Menschen. Freilich, das unmündige Kind wird dem Tier so ziemlich ähnlich denken; es bewegt sich in Anfangsgründen. Die Schule freilich und vorher schon der mütterliche und der Unterricht des täglichen Lebens bringen es sehr bald auf weitere und grössere Wege. Das erste Elementarmittel des Unterricht ist der Schall[2]), das zweite die Form, das

---

[1]) Man hätte eigentlich nicht meinen sollen, im 20. Jahrhundert zu leben, als man im Sommer 1904 in allen Zeitungen — selbst in der leichtgläubigen „Woche“ — ein Langes und Breites von dem Berliner Wunderpferd las, welches „die Uhr ablesen, mit Brüchen rechnen“ und noch anderes mehr konnte. Das ist ja genau so wie in den hübschen alten deutschen Märchen (z. B. dem von der Gänsemagd); Märchen pflegen sonst nur Kinder zu glauben.

[2]) Heinrich Pestalozzi unterscheidet hier: I. Tonlehre (oder die Mittel, die Sprachorgane zu bilden), II. Wortlehre (oder die Mittel, einzelne

dritte die Zahl. Die Schule bringt das Kind auf Gedankenkombinationen — welche Gedankenkombinationen erfordert z. B. das Lesen eines Wortes aus 8—10 verschiedenen Buchstaben! —, auf Rechenexempel, auf grosse und weite Gesichtspunkte. Sie lehrt es abstrakt denken. Wie stark aber dabei immer noch die einfache Tatsachenwarnehmung wirkt, ergibt sich daraus, dass die Anschaulichkeit eines bestimmten mit Worten beschriebenen Gegenstandes durch nichts so gross gemacht wird als durch die Vorführung eines gediegenen Bildes (man vergleiche die Wirkung des Orbis pictus [rerum sensuarium] von Amos Comenius!) oder durch das Vorzeichen des Gegenstandes selbst. Die Schule lehrt uns das abstrakte Denken, oft das abstrakte Denken in kompliziertester Form — ein Umstand, der von manchen unglücklichen Philosophen als nicht zum Glücke führend bezeichnet worden ist —, sie lehrt uns jenes abstrakte Denken, welches der Mann des gewöhnlichen Volkes in seinem späteren Leben über der mechanischen, geistige Anstrengung nicht erfordernden Arbeit seiner Hände so leicht wieder vergisst. Die Begriffe Gott, Ewigkeit, Unsterblichkeit, Freiheit des Willens, Tod, sittliche Liebe, Güte, Gerechtigkeit, Vaterland — Begriffe, welche dem geistigen Vermögen eines Tieres n i e zugänglich sind — werden von einem Schulkind relativ leicht und schnell verstanden, von seinem Verstandesvermögen verarbeitet. Aber im grossen und ganzen — also am ehesten dann, wenn das Kind sich selbst und seinem eigenen Produzieren ohne Nachhülfe, Anleitung oder Beeinflussung seitens eines Lehrers, des Vaters oder der Mutter, überhaupt einer älteren Person überlassen ist — denkt es noch elementar konkret, einfach massiv, fast möchte ich sagen: p l a s t i s c h. Es überlässt sich seinen einfachen natürlichen Trieben, Gefühlen, Gedanken; und doch gehen auch diese Gedanken vielfach schon auf fünfte, sechste und zehnte Stufen — von dem Wahrnehmungsakt an gerechnet — hinaus. S o v i e l steht jedenfalls fest, dass jeder Mensch, mag er in seinem Geiste auch noch so schwerfällig sein (vorausgesetzt natürlich, dass er einen gesunden Verstand hat!), zum allerwenigsten gewiss sogleich noch auf einen anderen zweiten sowie dritten

Gegenstände kennen zu lernen), III. S p r a c h l e h r e (oder die Mittel, durch welche wir dahin geführt werden müssen, uns über die uns bekannt gewordenen Gegenstände und über alles, was wir an ihnen zu erkennen vermögen, bestimmt auszudrücken). — Unter „Form“ fällt: Mess-, Zeichnungs-, Schreibkunst, unter „Zahl“: Rechenkunst („Wie Gertrud ihre Kinder lehrt!“).

und vierten Gedanken kommen wird, wenn er von irgendetwas Sinnenfälligem geistig angeregt wird.[1])

So sehr sich nun das Denken des Kindes von dem Urdenken des Tieres unterscheidet — zufolge der apriorischen Beschaffenheit des Menschen als »Hirntieres« —, um so viel mehr noch unterscheidet sich natürlich das Denken des Tieres von dem eines gebildeten oder gar gelehrten Mannes. Die Kluft ist ungeheuer gross, fundamental. Welche gewaltige Geistesarbeit wälzte z. B. das Gehirn eines Newton oder Schiller jede Stunde jeden Tages bei sich hin und her! Man nehme ein kleines oder grösseres Gedicht zur Hand (vielleicht die »Drei Worte des Glaubens« oder »Die Götter Griechenlands«) und vergleiche: fast jede Zeile bewegt sich in abstrakten Ideen! Die ganze Philosophie jedes einzelnen Philosophen ist ein himmelhoher gewaltiger Bau — zu vergleichen einem ungeheueren Eisengerüst à la Eiffelturm , wo jeder einzelne Gedanke bis in seine äussersten und letzten Konsequenzen verfolgt wird (wie etwa die kleinsten und feinsten Einzelteilchen dieses Eisengerüstes künstlich detailiert, ziseliert zu denken sind), wo jeder

---

[1]) „Das Gehirn des Menschen ist die höchste Blüte der ganzen organischen Metamorphose der Erde" (Schelling). — „Wir haben gesehen, dass der Mensch in seiner Körperbildung deutliche Spuren seiner Abstammung von irgend einer niedrigeren Form aufweist; aber man könnte einwenden, dass, da der Mensch sich durch seine Geisteskräfte so bedeutend von allen übrigen Tieren unterscheidet, ein Irrtum in dieser Schlussfolgerung verborgen liegen müsse. Ohne Zweifel ist der Unterschied in dieser Hinsicht unermesslich, selbst wenn wir den Geist eines der am niedrigsten stehenden Wilden, der nicht weiter als bis vier zählen kann (??) und kaum irgendwelche abstrakte Bezeichnungen für die gewöhnlichsten Gegenstände oder für Gemütsbewegungen besitzt (?), mit dem des höchst organisiertem Affen vergleichen. Der Unterschied würde ohne Zweifel noch ungeheuer bleiben, selbst wenn einer der höheren Affen so weit fortgeschritten oder kultiviert wäre, wie es ein Hund im Vergleich zu seiner Stammform, dem Wolf oder Schakal, ist. Die Feuerländer zählen zu den am tiefsten stehenden Barbaren; aber ich habe mich fortwährend darüber gewundert, wie sehr die drei Eingeborenen an Bord J. M. S. „Beagle", welche einige Jahre in England gelebt hatten und etwas Englisch sprechen konnten, uns in der Anlage und den meisten geistigen Fähigkeiten glichen. Hätte mit Ausnahme des Menschen kein organisches Wesen irgend eine geistige Kraft, oder wären seine geistigen Fähigkeiten von ganz anderer Art als die der niedrigeren Tiere, so würden wir uns niemals davon zu überzeugen vermögen, dass sich unsere Geisteskräfte allmählich entwickelt haben (Charles Darwin, „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl" S. 109 und 110, Meyers Volksbücher-Ausgabe).

Anfang eines Gedankens auf die hundertste und tausendste Gedankenstufe entwickelungsmäfsig weiterprojiziert, weitergeschleppt, weitergezerrt wird (wie die letzten Eisenteile des Gerüstes, um auf den unteren aufzuruhen, durch Flaschenzüge hoch hinauf in die Höhe gezogen werden). Oder man halte daneben die Logarithmentafeln Descartes'! Welche Summe von selbstverständlichen gedanklichen Voraussetzungen erfordert das Arbeiten mit diesen Rechentafeln! Aber man braucht noch gar nicht einmal so weit zu gehen, garnicht auf die besseren und besten, feinsten und verwickeltsten Erzeugnisse des Menschengeistes zu sprechen zu kommen. Man denke nur z. B. an die Überfülle von Gedanken, die sich durch unser Hirn drängen, stossen, jagen, wenn unsere Phantasie lebhaft erregt ist, etwa nach dem Besuch eines Theaters, nach dem fröhlichen Zusammensein mit Freunden [— oder N. B. auch Feinden! —], nach einem bier- und liederreichen Abend, nach einer Redeschlacht! Wie Bataillone marschieren die Gedanken durch unser Hirn, einer stösst den anderen buchstäblich fort und wird wieder durch ein ganzes Schock anderer verdrängt, verjagt. Es ist tatsächlich so, dass, wenn man die Verstandesoperationen eines einzigen Spiels im Skat, die Schlussfolgerungen, die man selbst zieht, die man bei den Andern vermutet, um wieder daraus zu schliessen, die Formeln derselben, die sich nach logischen Schlussfiguren vollziehen, aufzeichnen wollte, man über den vergleichsweise überschwänglichen Reichtum an geistiger Fähigkeit sehr erstaunen würde. Oder — um ganz konkret zu werden —: Diese meine Arbeit erfordert eine Kombination, eine sach- und ordnungsmäfsige Aneinanderreihung sich auseinander ergebender, logisch begründeter und entwickelungsmäfsig gerechtfertigter Gedankentaten, sowohl bei dem Verfasser wie dem Leser.

Das Verstandesleben ist also im Prinzip — d. h. der Qualität nach — bei Mensch und Tier, soweit dieses ein denkendes ist, so ziemlich dasselbe; der Grösse und Masse, also der Quantität nach, ist ein himmelweiter Unterschied. Das denkende Tier steht im Uranfang des Denkens, der geistig normale Mensch auf einer überaus hohen — schon der höchsten? — Entwickelungsstufe ordnungsmäfsigen Denkens.

Noch eine prinzipielle Frage: Haben die Tiere Vernunft? Die Frage ist nach meinem Empfinden zu verneinen.[1]) Vernunft ist mehr als Verstand. Nach Kant, welcher bis jetzt noch immer die beste

[1]) Vergl. das Schelling'sche Motto am Kopfe der Arbeit!

Definierung von Vernunft gegeben hat, ist Vernunft die logische Aneinanderreihung oder Verknüpfung von verschiedenen Verstandeseinheiten, welche auf empirischem Wege gewonnen werden. Dazu kommt m. E. aber noch bei dem Begriff »vernünftig«, »Vernunft« in dem von uns gewöhnlich und nur mit Bezug auf Menschen gebrauchten Sinne ein Gefühl für den Wert oder Unwert einer Handlung, die Fähigkeit, ein Denken oder Tun nach seinem positiven Wert oder negativen Unwert abzuschätzen mit Reflexion auf das eigene Selbstbewusstsein — wobei eben also auch das Selbstbewusstsein eine Rolle spielt —; es kommt hinzu eine gewisse sittliche Maxime des Handelns nach Grundsätzen, welche aus dem gekennzeichneten Gefühl, der genannten Fähigkeit, der Reflexion auf das Selbstbewusstsein entspringen. Das Verhältnis von Verstand zu Vernunft ist nicht etwa so einfach, wie dieser und jener moderne, extrem materialistische Naturforscher vielleicht meint, dass der Verstand den engeren Kreis der konkreten, näher liegenden Assozionen umfasst, die Vernunft dagegen den weiteren Kreis der abstrakten, umfassenderen Assozions-Gruppen, sondern: Zu diesem weiteren Kreis der abstrakten und umfassenderen Gedankengruppen kommt m. E. ganz unbedingt eine leitende Idee, das Begriffs- und Gefühlsvermögen für wertvoll und wertlos, ja, wenn man will, für würdig und unwürdig, für gut und böse hinzu; erst das ist Vernunft, weit mehr als Verstand! Und da das Tier weder, wie wir früher gesehen haben, eine ganze Reihe von Verstandeseinheiten logisch korrekt verbinden und verknüpfen kann (— Kant, Schelling —) noch Begriff und Gefühl für den Wert oder Unwert eines (eben durch Verknüpfung der Verstandeseinheiten erhaltenen) Gedankenkomplexes oder auch nur einer einfachen blossen Tathandlung hat noch auch dabei auf sein Selbstbewusstsein reflektieren kann, da es niemals ein Selbstbewusstsein hat (wie wir noch später bei dem Seelenleben sehen werden), hat das Tier keine Vernunft im eigentlichen prägnanten Sinne des Wortes. Ein Pferd, ein Elefant, ein Hund, ein Affe kann triebmäfsig richtig (instinktiv) oder auf Grund eines gewissen Mafses von Intellekt naturgegeben verstandesmäfsig (logisch) handeln, aber eine eigentliche Vernunfttat kann das Tier weder verstehen, denken noch ausführen, in Szene setzen. — Auch in qualitativer Hinsicht lässt sich also durch den völligen Mangel von Vernunft beim Tiere immerhin ein Unterschied zwischen der Intelligenzveranlagung des Tieres und der des Menschen feststellen.

II. Seelenleben.

Es steht von vornherein fest, dass unter Seelenleben nicht die geistigen Verstandesvorgänge im Menschenhirn zu verstehen sind (»Intelligenz«); sonst würde Seelenleben mit Verstandesleben zusammenfallen. Beim Seelenleben spielen die menschlichen Gefühle — und zwar die bewussten Gefühle — die Hauptrolle: Seele und Verstand sind etwas grundverschiedenes. Natürlich basiert ja das Seelenleben auch auf dem Verstandesleben; denn wo kein Verstandesleben ist, existiert auch kein Seelenleben. Aber die Totalität des Unterschiedes zwischen Verstand und Seele ist vollkommen klar zu erkennen.[1])

Häckel konstruiert hier ganz unsachgemäfs und unwissenschaftlich. Um alle Lebenserscheinungen auf die eine Basis seines »Monismus« zu bringen, leugnet er den Dualismus zwischen Bewusstem und Unbewusstem, indem er das Unbewusste als gleichberechtigte und gleichartige Vorstufe zum Bewussten hinstellt; er nennt also einfach auch das Unbewusste in der triebmäfsig arbeitenden Materie, also das unbewusste Schaffen etwa der Einzelzelle im menschlichen Körper: Seelenleben«, aber natürlich »unbewusstes Seelenleben«. Das ist a priori ganz unmöglich. Was unbewusst ist, ist kein Seelenleben; und was wirklich Seelenleben ist, ist nicht unbewusst. Diese Sprach- und Begriffsverwirrung, welche der geniale Häckel mit seinen Schlagwörtern »Zellseele, Zellvereinsseele, Gewebeseele, Pflanzenseele, Seele nervenloser (!) Metazoen, Seele der Nesseltiere« etc. in die bisher noch immer eigentlich recht exakte Wissenschaft hineinwirft, ist um so mehr zu bedauern, als es schon so wie so ungeheuerlich viele Menschen gibt — unter den naturwissenschaftlich Gebildeten wie den Laien —, welche reines Verstandesleben und reines Seelenleben durcheinanderwerfen, verwechseln, nicht auseinanderhalten können. Für Häckel ist also mechanische Lebenstätigkeit und

---

1) Die von mir vorgenommene Unterscheidung (Zweiteilung): Verstandesleben (Intelligenz) — Seelenleben (Gefühl) weicht von vielen alten und veralteten Schemata's ab. — Grundsätzlich falsch ist es, wenn sich manche Leute über das bewusste Verstandes- und das bewusste Seelenleben bei Tieren überhaupt kein Urteil bilden wollen, „weil diese Materie zu schwer zu behandeln sei." Irgend ein Glaubensatz ist immer besser als gar keiner; und die kommende Zeit wird für unsere wissenschaftliche Disziplin gewiss viele neue feste Resultate bringen. Übrigens wird immer nur dann ein Fortschritt erzielt, wenn man bestimmte feste Thesen aufzustellen weiss (Prof. Weismann).

Seelenleben so annähernd ganz dasselbe[1]) (nicht aber für E. Dubois-Reymond — vergl. die berühmte Ignorabimus-Rede! —, für Reinke (»Die Welt als Tat«), Paulsen, Wundt, v. Hartmann, Lotze, A. v. Humboldt, auch nicht für Darwin, Huxley, Wallace etc.) Häckel übersieht, dass Bewusstsein — noch ganz abgesehen von Selbstbewusstsein — nie der blossen Materie eigen ist, also auch zunächst nicht von der blossen Materie herkommen und herstammen kann. Es ist nicht so, dass schon den Atomen die einfachste Form der Empfindung und des Willens innewohnt, also eine »Seele« von primitivster Art (—»noch ohne Bewusstsein«—), sondern es ist schon eher etwa so, wie der Botaniker Reinke, der bekannte Professor an der Universität Kiel, in Übereinstimmung mit Dubois-Reymond, dem für alle Zeiten bedeutendsten Naturforscher der Universität Berlin, in seinem Buche: »Die Welt als Tat« sagt: »In dem ganzen Gebiete der anorganischen Natur wirken physikalische und chemische Kräfte, in demjenigen der organischen Natur aber auch noch intelligente Kräfte, die Richtkräfte oder Dominanten.«[2]) Diese Definition trifft das hier Gesuchte auch noch nicht recht.

Welcher Art sind die hier von uns gesuchten und gefundenen besonderen Kräfte? Alles Seelenleben beruht zunächst auf dem Gefühl. Die Gefühle sind grundverschieden von dem Verstand und etwas ganz anderes als derselbe. Sie sind an sich ein Primäres, Ursächliches, von nichts Abhängiges oder Bedingtes. Sie sind ein besonderes Akzidenz am Menschen. Auch am Tier? Die folgende Untersuchung soll es ergeben.

Was wir »Seele« nennen, umfasst das ganze Kontingent der inneren Gefühle.[3]) Es sind die Empfindungen idealer Art (*αἰσθήσεις*).

---

[1]) Daher das bekannte Witzwort: „Bergkristall ist ein zum Bewusstsein gekommener Quarz."

[2]) Es ist überhaupt der grosse Fehler des genialen Häckel, dass er glaubt, wenn er eine bestimmte Formel für eine Sache gebildet hat, sie erklärt, das Rätsel gelöst zu haben; er glaubt, wenn er die Formel hingeschrieben, damit das Ding als überwundenes Hindernis ganz einfach „in die Tasche gesteckt" zu haben. Aber damit ist er selbst weder Herr der Situation noch überhaupt die Schwierigkeit überwunden. Denn Formeln sind eine Umschreibung für das sichtbar Gegebene; dass aber das Gegebene eben gegeben ist, ist das grosse, vom Menschengeist nicht zu enträtselnde Wunder. (Ignoramus et ignorabimus).

[3]) „Wollen", die dritte der so oft genannten Kategorieen, ist für mich ein gesteigertes, aktiv werdendes Fühlen.

Wenn wir sie einzeln namhaft machen und zusammenzählen wollen, so ist es z. B. das Gefühl der Güte, das Gefühl des Mitleids (Menschlichkeit, Humanität), das Gefühl der Dankbarkeit, das Gefühl der Liebe (Gattenliebe, Elternliebe, Kinderliebe), das Gefühl für die Tugend, das Gefühl der Hoffnung, das Gefühl der seelischen Hingabe im wahren frommen Glauben, der nicht nach Gründen fragt und nicht auf Gründe reflektiert, das Gefühl für das Gute, für das Böse und Schlechte, das Gefühl für die Freiheit, Wahrheitsgefühl, Gerechtigkeitsgefühl, [Schamgefühl], Volks- und Vaterlandsliebe (Patriotismus), edle Besonnenheit, bewusster Mut, Vertrauen, Schuldgefühl, Gewissensgefühle, überhaupt ethisches, ästhetisches, moralisches Empfinden u. s. w. — — alles primäre Momente im Menschen, die in modifizierter Form von vornherein unbedingt da sind, ohne dass sie in besonderer Weise auf sein Denken, seinen Verstand, kurz seine rein geistigen (dianoetischen) Kräfte zurückgehen (d. h. nur soweit zurückgehen, als eine auf einem Nervensystem ruhende Intelligenzbasis a priori nötig ist, um Seelenregungen zu haben).

Bei dem Durchschnittsmenschen sind die genannten Seelenkräfte in reichstem Mafse vorhanden. Alle die genannten Einzelkategorieen finden sich bei einem jeden Menschen in irgend einer Form. Die Stärke, die Quantität der Form ist verschieden, sie ist bald grösser, bald kleiner.[1]) Aber überall ist eine bestimmte Quantität von Seelenvermögen vorhanden. Bei denjenigen Menschen, welche auf einer seelisch

---

[1]) Die Intensität der Seelenkräfte geht durchaus nicht immer Hand in Hand mit einer gesteigerten Intelligenz; im Gegenteil, unser ungebildeter Bauersmann hat oft die stärksten und wärmsten Herzensgefühle, und oft um so natürlichere, je ungebildeter er ist. — [Es gibt auch bei höher organisierten Nerven-Lebewesen Fälle, wo körperliche (d. s. aber keine seelischen) Gefühle vorhanden und tätig sind ohne Denken bezw. Bewusstsein, so z. B. (abgesehen von den Instinkten) bei allen Reflextaten. Wenn man z. B. dem völlig Bewusstlosen einen Eisbeutel auf den Kopf legt, so fühlt er das Kalte (Leitung durch den sensiblen Nerv von der Körperperipherie nach dem Hirn) und das Hirn veranlasst, obwohl es gänzlich ohne Bewusstsein ist, den motorischen Nerv des Armes, nach dem Kopf zu greifen und den Eisbeutel wegzureissen. Das Hirn ist doch also gewissermafsen ausgeschaltet. So wurde es (stundenlang) an meinem Vater beobachtet, als er durch den Sturz von einer Treppe einen Schädelbruch erlitten hatte. Ich selbst spürte — in diesem Fall lag noch gewiss eine kleine Gehirntätigkeit vor — bei einer Blinddarmoperation, obwohl ich in tiefer Narkose lag,

höchsten Stufe stehen — vor allem auch bei edlen, feinfühlenden Frauen, wie ja überhaupt die Frau mehr Gefühls-, der Mann mehr Denkvermögen besitzt — ist das Seelenleben im stärksten, reinsten und vollkommensten Mafse ausgeprägt.

Wir wollen im einzelnen untersuchen, ob irgendeine der genannten Seelenkategorieen in der beim Menschen konstatierten Art und Weise bei irgend einem Tiere zu finden ist.

I. Das Tier hat keinen Sinn für »Glauben«, kein Organ, das für den Begriff »Glauben« (= für gewiss, für sicher halten, dann ferner im Sinne von geloben) befähigt wäre, weder für den schlechthinnigen, im gewöhnlichen Leben gehandhabten Glauben an die Wahrheit oder Existenz irgend einer Sache u. s. w. noch für den Glauben an eine religiöse Grösse.

II. Das Tier hat durchaus kein Gefühl für »Gut und Böse«, für das Rechte und Schlechte. Die Tierwelt ist sittlich vollkommen neutral. Das Tier steht jenseits von Gut und Böse.[1]) Das Tier ist überhaupt weder gut noch böse, es handelt weder schlecht, gemein, erbärmlich, noch gut, recht, vernunftgemäfs edel, sondern es handelt schlechterdings immer so, wie es ihm seine einfache Natur eingibt, welche sich spezifisch nach Ernährungs-, Lebens-, Fortpflanzungsweise und anderen Artbedürfnissen, je nach Zeit, Ort und Umgebung (Milieu) richtet. Das Tier handelt also auch niemals wider die Natur, wie so oft der Mensch (in puncto: Altruismus, Feindesliebe, Geschlechtstrieb). — Wenn z. B. der Elefant in Kassel, vom Wärter im Stalle vergessen, in des Wärters Haus und Stube ging, alles Bewegliche, Tische, Bänke,

---

den ersten Schnitt ganz schwach und undeutlich (soviel ich später erfuhr, zuckte ich dabei auch ein wenig); es war ein flüchtiges Vorüberhuschen von dem Gefühl, als gehe etwas Angespanntes durch Schnittzerteilung auseinander, ohne weiteren deutlichen Eindruck von dem Geschehenen. — Aus diesem Grunde ist es wohl auch falsch, im körperlichen Fühlen und Wollen (was ja nicht zu verwechseln ist mit Seelenleben) nur Werturteile des Denkens sehen zu wollen (Groos), nicht besondere Grössen.]

[1]) Dies ist der Standpunkt, auf dem Nietzsche den Menschen so gern angelangt sehen möchte; aber auch dann, wenn der Mensch der von diesem radikalen Pessimisten ausgegebenen Parole: „Recht des Stärkeren“ Folge leisten würde, würde er doch nie mehr auf den unterwertigen Standpunkt und die untermenschliche Stufe des Tieres zu stehen kommen können (dazu ist er geistig schon zu weit und zu fein entwickelt); denn die Stufe des Tieres ist eben die jenseits von Gut und Böse.

Sessel, Spiegel, Kupferstiche, aus der Kammer die Betten u. s. w. zusammennahm, auf einen Haufen legte und dann auf der Wiese spazieren ging, so »stellte« er sich nicht so, »als ob rein nichts Übles von ihm getan worden wäre« (Scheitlin, »Tierseelenkunde«), sondern der Elefant wusste in der Tat nicht, dass er etwas Unrechtes getan hatte. — Kein Raubvogel, welcher Vögel fängt, und keine Grasmücke, welche Spannerraupen verzehrt, ist ein »schlechtes« Tier. Man kann von den Würgern de facto nicht sagen, dass sie grausam wären in des Wortes wahrer Bedeutung — — ebensowenig, wie man die mit der verwundeten Maus spielende Katze grausam, die lauernde Schlange hinterlistig, den Adler stolz, den Milan feige, den Baumfalken edel, die Taube gutherzig nennen kann. Die Tiere verstehen ja garnicht die Bedeutung und Tragweite ihrer Handlung (anders ist es beim Menschen, welcher z. B. in den allermeisten Fällen weiss, dass ein Tier Schmerzen empfindet, wenn er es quält). Nur unverständiger Weise spricht man von »niederträchtigen« Habichten (wenngleich die Handlung des Vogels auf uns bewusst fühlende Menschen — aber auch nur für uns — einen derartigen Eindruck zu machen scheint; aber es ist nicht erlaubt, von uns aus ein Moment in die Natur hineinzutragen, was an sich in derselben nicht vorhanden ist). Der Bussard ist z. B. in seiner Art ebenso edel bezw. unedel wie der Wanderfalke (in Wirklichkeit sind sie beide weder edel noch unedel); die angebliche Grossmut des Löwen ist, wenn nicht überhaupt Dichtung und Fabel (falsa fictio), keine richtige bewusste Grossmut, sondern elementar unverstandener Naturzug. Denn die Tiere haben keinen Charakter: was sie tun, tun sie aus angeborener Neigung, aus natürlichem Trieb und es fehlt ihnen (z. B. der Grasmücke, wenn sie die Räupchen »mordet«) jede geistige und sittliche Fähigkeit, ihr Handeln bewusst zu überschauen, zu werten, es moralisch zu beurteilen, ethisch abzuschätzen, es willenskräftig zu bestimmen und zu regeln. Dies aber erst — das Vermögen, mit Bewusstsein gut oder schlecht, zu Recht oder zu Unrecht, schön oder hässlich, tapfer und weise oder feig, dumm, roh zu handeln — macht einen Charakter; eine nicht bewusst ausgeführte Tat ist, nach der moralischen Seite abgeschätzt, keine Tat.[1]) — Nun

[1]) Übrigens erklärt sich z. B. das Tun der Würger auch rein mechanisch aus der Gewöllbildung. Es wird kein neuer Bissen aufgenommen, bevor ein fälliges Gewöll ausgespieen ist; darum wird die Beute einstweilen aufgespiesst.

gibt es z. B. auch Fälle, wo es vom Hund oder von der Katze heisst: Sie wissen, dass sie dies und das nicht tun sollen und schleichen betrübt einher, ducken, drücken sich etc.: aber: diese Tiere wissen — und zwar aus der Erfahrung — nur, dass sie, wenn sie dies und das getan, Schläge bekommen haben — und daher das duckmäuserische Wesen! —, aber dass die Tat an sich, menschlich betrachtet, böse war (wie z. B. Eigentumsvernichtung) oder gut (wie z. B. das treue Bewachen von Haus und Hof), das wissen sie wahrhaftig nicht.

III. Es muss ebenso augenblicks und unumwunden wie im Punkte II zugegeben werden — denn es liegt klar auf der Hand —, dass das Tier, wie es kein Gefühl für das Ethische (sittlich Gute), so auch kein Gefühl für das Ästhetische (künstlerisch Schöne) hat. Das Tier ist selbst ja freilich in der wunderbarsten Harmonie gebaut und ausgestaltet; die prachtvollste, göttlichste Ästhetik offenbart, verkündigt sich, waltet unstreitig in der Natur (es sei nur erinnert an den wunderbar prachtvollen Rythmus im körperlich-physiologischen und -physikalischen Bau der Tiere, im Farbenklang, im Gesang der Vögel.[1]) Das Tier selbst aber weiss von dieser Ästhetik nichts. — Auch die Baukunst der Vögel, Fische, Biber, Bienen, Raupen u. s. w. und alle anderen »Kunstleistungen« im Tierreich sind den Tieren instinktiv, als unbewusste Naturgaben, eigen, ebenso apriorisch eigen, wie etwa den Flügeldecken und Chitinbeinen der Sandlaufkäfer die Fähigkeit, die prächtigen smaragdgrünen und weinroten Metallfarben

---

[1]) Ich verweise besonders auf die einzigartige augengefleckte Flügelfeder des Argus (Arg. giganteus). Das ist eine unheimlich schöne Pracht! Auf dem Streifentapet des Flügels — brauner Grund mit schwarzen Streifen und schwarzen Kugelflecken (als Fortsetzung der Streifen) — liegt am schwarz-weissen Schaft entlang ein Auge neben dem andern. Und in diesen Mondaugen die edelste Harmonie der Farbenmischung, nicht zu starke und nicht sich widersprechende Bilder! Tiefschwarz, violettbraun, graugrün, ein sanftes Gelb und Weiss, alles ineinander übergehend und überfliessend! Jede einzelne Faser ist besonders für sich gezeichnet und gemalt, und doch vereinigt sich alles so ganz bestimmt und so ohne Fehl zu dem einen grossen Farbgemälde; es passt alles accuratissime. Die Wimperchen der Fahnenfäserchen greifen so fest ineinander über, dass sie wie geleimt zusammenhalten und weder Wasser noch den vom Flügelschlag erregten Luftzug durchlassen; so wird eine Teilung der Fahnenfasern und eine Störung des Farbbildes vermieden. — Ich habe diese Feder beschrieben in der „Deutschen Jägerzeitung“ 1904. „Die Natur ist die grösste Künstlerin.“

und die regelmäfsig angeordneten weissen Flecke hervorzubringen (welches an sich eine viel grössere Kunstleistung ist als die oben gekennzeichnete Baukunst) oder dem Schnabel des Kondors, dem Geweih eines Hirsches die Möglichkeit, in hübsch regelmäfsig gewundenen Formungen sich zu bauen, auszuwachsen u. s. w.

Die Hermelinraupe z. B. baut ein knochenhartes Gespinnstgehäuse. der Pirol ein kunstvolles Hänge- und Ampelnest; aber diese Kunstbetätigung ist ererbter Trieb, nichts bewusst Künstlerisches. Der Pirol hat bei seinem Nestweben ebensowenig ästhetisches Verständnis und Vergnügen oder das Bedürfnis, künstlerisch tätig zu sein, wie das Talegallahuhn (Catheturus lathami), wenn es seine Eier in einen modernden Laub- oder Misthaufen scharrt. Wenn andererseits die Laubenvögel, z. B. der Atlaslaubenvogel oder der Prinzenlaubenvogel, ihre Laubengänge mit lebhaft gefärbten Gegenständen, blauen Schwanzfedern von kleinen Papageien, gebleichten Knochen und Muscheln u. s. w. ausfüllen, so ist diese »Freude« der Vögel am Besitz von Dingen, welche durch auffallend bunte und glänzende Färbung oder dergleichen ihr Interesse erregen, noch kein ästhetischer Genuss, kein Geniessen des Schönen an sich. Es kann sich dabei nur um den Reiz des sinnlich Angenehmen handeln, der als solcher aber noch durchaus kein wirklich ästhetischer Genuss ist. Was sie empfinden, ist tatsächlich nur das sinnliche Wohlbehagen des physiologisch angenehmen Eindrucks, wie es in uns etwa durch milde Luft, einen klaren blauen Himmel und grüne Wälder auch ohne eigentlich ästhetische Betrachtung entsteht.[1]) Man kann es direkt vergleichen mit der Reizung, welche ein helles Licht in dunkler Nacht auf die Augen der Schmetterlinge und Vögel ausübt, sodass die Tiere auf das Licht zu geflogen kommen.[2])

[1]) „Ein solches sinnliches Wohlbehagen am Glänzenden oder Bunten ist eine wichtige Vorstufe des ästhetischen Geniessens, indem dabei doch schon eine spielende Perzeption der Objekte hervortritt; aber es ist noch kein vollständiger ästhetischer Genuss" (Groos, „Spiele der Tiere", S. 157).

[2]) Dass auch das Einsammeln glänzender Gegenstände vonseiten Raben und Elstern oder das Belegen der Nester mit Blumen, Pflänzchen, grünen Reisern seitens des Grauwürgers, Stares, Wespenfalken, Mäusebussards u. s. w. kein ästhetisches Empfinden voraussetzt, beweist z. B. der Umstand, dass der rote Milan alte Lumpen und schmutzige Papiere in den Horst trägt. Hier liegt vielleicht der „Sammeltrieb" vor — — auch eine instinktive Anlage — die der appropriation, acquisitiveness (James) —, die im Kampf ums Dasein oft sehr wichtig ist; oder aber es ist Spielerei (ein praktischer Nutzen ist nicht zu ersehen).

Es ist (— auch schon! —) auf Grund der Tatsache eines Mangelns ästhetischer Empfindungen (bei Tieren überhaupt) grundsätzlich falsch, ja geradezu auffallend verkehrt, wenn die Behauptung aufgestellt wird, dass sich Tierweibchen durch die schönen Farben oder Gesänge ihrer Männchen berücken liessen (Darwin). Doch abgesehen davon: Wer die Natur nur einigermafsen aus empirischer Anschauung und Beobachtung kennt, weiss ganz genau, dass die Weibchen der Vögel keineswegs auf die Farben oder Gesänge der Männchen nur irgendwie genauer achten, sondern dass das physisch stärkere Männchen in jedem einzelnen Falle sich ein Weibchen erzwingt.[1] Es entscheidet die rohe Körperkraft, nichts anderes; und jene These von den ästhetisch veranlagten und Auswahl treffenden Weibchen ist nach aller meiner Erfahrung ein reines Märchen.

IV. Das Tier hat weder noch kennt es ein Vaterland. Das Tier ist international. Vaterlandsliebe (Patriotismus), Volksliebe und ähnliches dieser Art — im wesentlichen doch autochthone (ureingeborene) Gefühle im Menschen — sind dem Tiere fremd.

V. Das Tier hat a priori kein Gefühl für die Tugend. Die Begriffe »tugendvoll«, »charakterlos« u. s. w. gehen ihm ab und müssen ihm abgehen. — Ein besonderes moralisches Empfinden mangelt dem Tier vollständig. Keine seiner Taten ist für es unsittlich oder sittlich (im weiteren Sinne). Eine derartige Abschätzung und Würdigung seiner Lebensvorgänge gibt es für das Tier schlechterdings nicht. Das Tier hat weder eine Spur von Scham- noch von Ehrgefühl. Es urteilt nicht nach sittlichen Mafsstäben (im weiteren und engeren Sinne). »Unsittlichkeit« — nur im engeren, beschränkten Sinne gemeint mit Beziehung auf das Geschlechtsleben — existiert im Tierreich nicht.[2])

Wie oberflächlich hier z. B. ausser vielen anderen der tüchtige Oskar von Loewis geurteilt hat, ergibt sich aus einer Erzählung im »Zool. Gart.« VII (1866), S. 124: »Das Ehr- und Schamgefühl

---

[1]) Daraus nun, dass sich die stärkeren, also die gesunderen, vollkommeneren und somit auch farbenschöneren, gesangeskräftigeren Männchen am ersten und ehesten fortpflanzen, ergibt sich alsdann das, was Darwin dem (nicht vorhandenen) Auswahl treffenden Kunstsinn der Weibchen zuschreibt: Die Herauszüchtung immer schönerer Farben und Gesänge.

[2]) Das Tier hat deswegen auch keine bewussten negativen Seelengefühle: Neid, Missgunst, Ehrsucht u. s. w.; es ist bei ihm alles Trieb.

meines Luchses war nicht unbedeutend entwickelt. Mein grosser Teich war im November mit einer Eisdecke belegt, nur in der Mitte war für die Gänseherde ein Loch ausgehauen worden, welches von der schnatternden Schar dicht besetzt war. Mein Luchs erblickt sie, schiebt sich heran und springt auf sie los. Statt aber mit jeder Tatze eine Gans zu erfassen, klatschte der Luchs ins kühle Nass, denn alles Federvieh war hurtig zum Loch hinausgesprungen oder geschwind untergetaucht. Statt nun leicht Herr über die auf dem spiegelhellen Eise glitschenden, wehrlosen Gänse zu werden, schlich sich der Luchs triefend, mit gesenktem Kopfe, Scham in jeder Bewegung zeigend, mitten durch die wehrlosen Gänse, nicht rechts, nicht links schauend fort. . . . . . .« Es liegt doch vollkommen klar auf der Hand, dass hier ein rein sinnlich fühlbares, ein physikalisches Moment die frappante Wirkung hervorrief.[1]) Das Bad in dem eiskalten Wasser dämpfte den Jagdeifer und die Jagdlust des Luchses.

Ein anderes typisches Beispiel! Ein Pudel war an der ganzen hinteren Körperhälfte kahl geschoren worden. Er drückte sich daraufhin ziemlich niedergeschlagen am Gartengebüsch entlang und steckte auch vorübergehend sein Hinterteil dort hinein. Natürlich sprach es sofort die anthropomorphisierende Meinung — dieser und jener kleine Mann, der Fabrikarbeiter, der Bauer, welcher vorüberfuhr und es sah — laut und deutlich aus: »Oh, der schämt sich«; der Hund schäme sich, weil er seinen schönen Haarschmuck verloren habe. In Wahrheit suchte der Hund Deckung, weil es ihm am hinteren Körperteil — — empfindlich kühl war. Das war es (c'est la chose), mehr nicht!

VI. Das Tier hat kein Schuldgefühl, keine Gewissensregungen, kein Gewissen. Im allgemeinen wird man damit rechnen können, dass jeder Mensch ein Gewissen hat (vergl. das δαιμόνιον des Sokrates!). Dem Tiere fehlt es selbstverständlich.

Zur Illustrierung oberflächlicher und scherzhafter Denkart bringe ich hier ein Stückchen aus dem II. Jahrg. des sonst gediegenen »Jahrb. für Naturk.«, S. 246: »Die Monogamie scheint bei

---

[1]) Physikalische Eindrücke unterscheiden sich von physiologischen dadurch, dass jene von aussen an den empfindenden Körper herankommen (und von den sensiblen Nerven aufgenommen werden), diese als innere Reize (fortgeleitet von den sensitiven Nerven) sich darstellen. Sensible und sensitive Nerven heissen zusammen sensorische im Gegensatz zu den motorischen.

den Schwalben strenges Gesetz zu sein. Als das Männchen während der Brutzeit mit einem zweiten Weibchen ins Zimmer kam und schön tat, verliess die Eheherrin die Eier, verjagte die Rivalin und hielt dem Männchen eine lange erregte Gardinenpredigt, auf welche dieses keinen Laut erwiederte.« Die letzte Bemerkung ist, wenn sie der Autor ernst genommen haben will, so recht laienhaft oberflächlich.

VII. Das Tier hat kein Gefühl für sittliche Freiheit (hier wird natürlich abgesehen von der körperlichen, empirisch wahrzunehmenden Freiheit oder Unfreiheit), während doch eines jeden Menschen höchstes Streben und Ringen nach (sittlicher) Freiheit geht. — Das Tier hat kein Gefühl für Wahrheit, kein Gefühl für Gerechtigkeit. — Das Tier hat keine reine seelische Freude. Wie es nicht abstrakt denken kann, so kann es sich eben auch nicht abstrakt freuen. Physische Freude hat es ja genug; es ist z. B. eine leibliche Freude für es, wenn es den Körper in Spielbewegungen sich ergehen lassen kann (wie z. B. die Affen und Papageien bei ihrem Schaukeln auf Baumzweigen), wenn es eine gute schmackhafte Beute auffrisst oder den Reizen der Geschlechtstriebe nachlebt, welche sich in geschwächtem Mafse ja auch bei den Pflanzen finden mögen (auch bei ihnen ist wohl der Reiz der Befruchtung ein gewisser angenehmer).

Nur beim Hund und wohl auch beim Pferd dürfte — abgesehen von dem Affen — die Spur einer seelischen Freude zu finden sein: beim Hund z. B., wenn er sich zufrieden zeigt und mit dem Schwanze wedelt, sobald man ihn streichelt und in freundlichem Wortton zu ihm spricht, oder wenn er freudig bellt, sobald sein Herr nach langer Abwesenheit zu ihm zurückkehrt (vergl. die vielleicht der Wirklichkeit nahe kommende Stelle in Homers Werken, wo Ulysses als Bettler heimkehrt!). Doch ist hier zweierlei zu beachten: Erstens, dass Hund und Pferd durch das Gemeinschaftsleben mit dem Menschen, welches viel eher eine gegenseitige zwecknützliche Symbiose als einen sklavischen Zwang und ein Abhängigkeitsverhältnis darstellt, auf eine höhere geistige Entwickelungsstufe zu stehen gekommen sind als andere Tiere [und auch für Verstandes- und Seelenleben gilt das ewig alte Entwickelungsgesetz, vergl. den Schluss!]. Dann kann aber auch das Tier bei seinem Freudig-Sein einem nur rein physischen Reiz folgen, nämlich dem instinktiven Gefühl, dass es, wenn sein Brot- und Futterherr freundlich zu ihm ist d. h. in der einen bestimmten (empirisch einmal oder schon öfters wahrgenommenen) Weise sich zu ihm äusserst, am ehesten einen

guten Bissen oder etwas dergleichen erhält, dass jedenfalls, auch wenn dies letztere momentan nicht geschieht, eine derartige Situation für seine eigene Lebenslage die beste und günstigste ist. Dies Gefühl kann instinktiv sein. Jedenfalls ist jene Betrachtung der Dinge grundsätzlich falsch, welche da meint, das Tier verstehe, was sein Herr zu ihm sage — wenn es eben nicht stereotype Wortausdrücke sind (wie »gusch dich!« — »fass aport!« — »pfui!« etc.), auf deren Äusserung hin irgendetwas Bestimmtes zu tun von dem Tier (in der Jugend) auf Grund der wiederholten Anweisung seines Herrn gelernt worden ist.[1])

VIII. Dem Tiere fehlt die edle Besonnenheit wie der Mut im eigentlichen und wahren Sinne des Wortes. Der nordamerikanische Büffel z. B., das sogenannte mutigste Tier, geht ja immer »drauf los«, aber ungestüm und blindlings, ohne Würdigung, Beurteilung, Prüfung der vorliegenden Tatsachen — sei nun eine Schar Indianer oder ein alles vernichtender Präriebrand im Anzuge. Dieses unsinnige Drauflosgehen kann man nicht »Mut«, sondern im besten Falle »Unverstand« nennen. Jedes Tier greift nach der ihm von der Natur strikte vorgeschriebenen Weise an, einerlei, ob es einen Grund oder ein Recht dazu, eine Möglichkeit zu siegen oder keine Aussicht auf Erfolg hat (vergl. den Kampf zwischen Eisbär und Walross, das Vorgehen der Ameisen gegen die Menschenfüsse u. a.!). Jeder Mäusebussard hat z. B. ein und dieselbe Kampfesweise gegen die Kreuzotter: Er sträubt das Gefieder, packt sie mit der Kralle im Nacken und schlägt mit dem Schnabel auf den Kopf des Reptils los, um diesen zu zertrümmern; der Vogel braucht garnicht einmal über die Gefährlichkeit bezw. die Art der Gefährlichkeit der Schlange unterrichtet zu sein und ist es gewiss auch nicht (in dem wissenschaftlichen Sinne unserer Schlangenkunde); es ist aber nun

[1]) Es berührt oft fast unheimlich, wenn man diesen und jenen Forstmann erzählen hört, sein Hund habe irgendein leise gesprochenes Wort, das ganz beliebig aus der Reihenfolge der Gedanken oder der Konversation seines Herrn herausgenommen war, verstanden und befolgt. Für das Tier gibt es doch unmöglich ein richtiges Verstehen der menschlichen Sprache! In einzelnen Fällen, wo derartiges vorkommt, muss es unbedingt Zufall sein. — Auf die ganze grosse Unsumme dergleichen Histörchen kann ich natürlich hier nicht eingehen. Es hätte auch gar keinen Zweck. Auf jeder zweiten, dritten Seite jeder Jägerzeitung finden sie sich doch wieder ein. Diesen müssen (und wollen) wir sie gern überlassen!

einmal dem Vogel — auch dem allerjüngsten, der noch nie ein giftiges Reptil gesehen hat — von der Natur der ganz bestimmte, ihm unbewusste Trieb eingepflanzt, in jedem Fall und immer in jedem Fall nach der einen bestimmten alten (der ganzen Art eigentümlichen) Weise auf die Giftschlange seine Angriffe zu richten. Das ist nicht Mut, das ist blosser Naturtrieb. — Persönlicher sittlicher Mut ist nur dann vorhanden, wenn bei Abschätzung aller vorliegenden Verhältnisse und aller möglichen Chancen — wie es eben nur dem Menschen möglich ist — die Hoffnung auf einen etwaigen Sieg nicht verblasst und dieser mit allen bekannten, logisch und vernunftgemäfs verwandten Mitteln herbeizuführen gesucht wird; Mut ist insbesondere dann vorhanden, wenn der Mensch ohne besondere persönliche Vorteile für das Schwache, Unterdrückte, Arme, für Wahrheit, Recht, Freiheit, für das Gute, Edle, Schöne u. s. w. — vielleicht auch hier einmal auf bloss momentan unbewusste Anregung hin, zumeist aber auf Grund sittlich-ethischer Reflexion — eintritt. Was dagegen z. B. von der »Grossmut« der Tiere erzählt wird, ist entweder märchenhafte Darstellung (fabula, oft — wie in der schönen Lessingschen Sammlung — speziell mit der Prätension, nichts anderes sein zu wollen als Fabel) oder subjektiv menschliche Auslegung, eine anthropomorphistische Betrachtung. Der Löwe wird z. B., wenn er Hunger hat, ebenso gern und unentwegt eine Maus verzehren wie einen Hasen; die Kleinheit und Niedlichkeit des Tierchens rührt ihn gewiss nicht.

IX. Das Tier hat keinen Stolz. Es ist nicht stolz auf seine Art, seine Sippschaft, seine eigne Persönlichkeit. Es hat und ist eben keine Persönlichkeit. Es ist nicht stolz, weil es überhaupt kein Bewusstsein hat über den Wertumfang seiner Art, seines Unternehmens u. s. w. Das Tier ist weder übermütig stolz noch das Gegenteil: mit Bezug auf einen etwaigen Stolz gekränkt, verletzt, niedergedrückt. Wenn wir ein Tier z. B. den Adler »stolz« nennen, das Pferd »mutig«, wenn wir sagen, dass sich der Esel wohl oder gar »zu wohl« fühle, so meinen wir die physische Kraft, die sich in seiner Gestalt, seinen Geberden, seinen Bewegungen, in der ganzen Art und Weise, wie er sich gibt, ausdrückt. Aber der vergeistigte Reineke Fuchs, wie ihn der Dichter schildert, passt eben gerade und auch nur in die Dichtung, nicht in die Wirklichkeit des Lebens. Ein oberflächlicher Blick in Verbindung mit einem unrechtmäfsig schnellen Urteil lässt ja freilich auch hier wieder manches falsch sehen (wenn nicht an sich schon, wie

in den Werken des genialen Dr. Alfred E. Brehm, die Tendenz der Vermenschlichung des Tierreichs unbedingt vorliegt und aus jeder Zeile herausspricht!). So pflegte z. B. ein Hausbesitzer in Mühlheim a. M. (bei Offenbach) allfrühjahrlich dem einen oder anderen seiner gefangen gehaltenen Raben ein rundes rotes Zeugstück auf die Kopfplatte und darauf wieder einen künstlich ausgeschnittenen Hahnenkamm aus dem gleichen roten Zeug aufzupappen. Der Rabe lief dann nun mit seinem Kopfschmuck im Hofe zwischen dem Geflügel umher. Natürlich »genierte« ihn der Scheitelballast immer ein wenig, und er ging daher, weil er beständig ein unangenehmes Gefühl hatte, etwas besonders und anders als andere Raben von »gewöhnlicher« Sorte. Der Besitzer freute sich darüber königlich; gerade eben dies sei Stolz, meinte er sowie die in seinem Hause verkehrende Bauernintelligenz; es sei Stolz, was sich in dem Benehmen des Raben ausdrücke. Dies war es nun ganz und gar nicht; denn der Rabe hatte ja noch nie seinen Kopfschmuck und sich selbst in diesem mit eignen Augen gesehen; und ausserdem scheuerte er den Kopfballast immer bei gegebener Gelegenheit ab. — Ebensowenig, wie dieser Rabe gravitätisch und würdebewusst einherschritt, sind sprechende Vögel auf ihre (von ihnen nicht erkannten und gewürdigten) »Fertigkeiten« stolz.

Das Tier hat keine Hoffnung und kann nie hoffen. Das Tier kennt kein Trauen und Vertrauen.

X. Das Tier hat kein Gefühl der Güte, des Mitleids, der Barmherzigkeit, keine Menschlichkeit (Humanität). Es darf dies garnicht haben um der Erhaltung seiner selbst und der Art willen. Im Reiche der Natur herrscht der rücksichtsloseste »Kampf ums Dassein« (struggle for life); da gilt ganz einfach das Prinzip des Fressens und Gefressen-werdens. Es ist ein ewiger Kampf, ein ganz ungeheuerliches Ringen um Leben und Brot. »Mitleid« ist also ausgeschlossen in der Tierwelt; es muss ausgeschlossen sein, wenn diese nicht die Grundlagen ihres ganzen Seins verleugnen will — denn der energische Kampf ums Dasein in der Natur ist voll berechtigt und das einzig denkbare Prinzip für die Aufrechterhaltung der Organisation derselben —, abgesehen davon, dass das Tier bis jetzt überhaupt noch kein nur annähernd korrektes Seelenverständnis für den obengenannten Begriff »Mitleid« entwickelt hat.[1]) Das Tier hat und

---

[1]) Von den Menschenaffen sehe ich dabei immer ab.

kennt auch keine Dankbarkeit. Man darf sich hier wiederum nicht durch subjektiv menschliche d. h. anthropomorphistische Auslegung täuschen lassen: Das ist falsche Darstellung. Auch die Anhänglichkeit, die Freundschaft im guten Sinne des Menschen, die Dankbarkeit in echter, reiner Form — also ohne Egoismus — existiert bei den Tieren nicht. Es gibt ja Tierfreundschaften, aber das sind zwecknützliche Symbiosen. Die indischen Marabu's (Leptoptilus dubius) scharen sich z. B. zusammen, aber nicht aus Herzensfreundschaft, sondern um gemeinsam — und damit leichter — fischen zu können. Die Astrilde scharen sich instinktiv zusammen, die Stare, die Schwalben, um sich gemeinsam rechtzeitig über eine Gefahr zu verständigen durch als Warnen wirkende Schreckrufe, um gemeinsam die besten Futterplätze zu finden durch Lockrufe u. s. w., gemeinsam die Gefahren der Reise zu bestehen u. s. w. Aber eine Herzensfreundschaft, von welcher der griechische Schriftsteller sagen kann: *Ἡ φιλία ἐστὶ μία ψυχὴ ἐν δυοῖν σώμασιν* (»Die Freundschaft ist eine Seele in zwei Körpern«) kommt in der Natur nie und nimmer vor.

Nun lässt sich ja gewiss oft auch eine gewisse sogenannte Anhänglichkeit zwischen Tier und Mensch konstatieren. Harald Othmar Lenz z. B. erzählt, dass der Pfarrer Riegl zu Fischbach im Nassauer Amt Königstein bei Frankfurt ein im Jahre 1855 aufgezogenes Gimpelweibchen 1856 in seinem Garten frei fliegen liess. Im Frühjahr 1857, 1858 und 1859 kam das Tierchen wieder, einmal auch mit Jungen, kam in den Pfarrgarten, in das Pfarrhaus und ging schliesslich auch in den ausgehängten Käfig. Und es frass. Da eben ist m. E. ganz unbedingt der Kausalnexus zu finden: Es frass. Und wohin es zurückkehrte und was es suchte, das war nicht etwa die Nähe des alten hochwürdigen Pfarrherrn Riegl, sondern das war die alte Futterstelle. Der Vogel bekundete nicht ein Herzensbedürfnis, das er garnicht hat und haben konnte, sondern einen dem Gedächtnis anhaftenden Zug von Magenbedürfnis. Es war ein rein physisches Moment.[1]) Und so

[1]) Welch grosse Rolle es spielt, wenn man einen Vogel an eine reale Erscheinung im Raume gewöhnt, ergibt sich aus dem Falle, wo sich ein Blutfink so sehr an seinen Brot- und Futterherrn, einen Müller gewöhnte, dass er auch zu anderen Leuten hinflog, wenn sie eine weisse Müllerkappe aufsetzten. Diese bestimmte weisse Erscheinung, mit der im Gedächtnis des Vogels — gewiss ungewollt — die Erinnerung an die Befriedigung elementarer Bedürfnisse verbunden war — — sie war es, welche als solche den Vogel anzog; nicht die

ist es fast in allen anderen Fällen, wenn man ihnen nur näher auf die Spur geht; von einigen Fällen freilich müssen wir absehen, wo sich zwischen Haustieren, wie dem Hund, und Menschen eine gewisse Freundschaft herausgebildet hat, allerdings noch lange nicht in dem oben gekennzeichneten Sinn der griechischen Worte.

XI. Das Tier kennt keine Liebe. Zwar die rein physische Liebe hat es, aber nicht die seelische, welche man wohl auch die ideale platonische nennt. Zwischen beiden ist ein himmelweiter Unterschied; man darf sie nicht vermischen und verwechseln. Die physische Liebe, die garnicht den Namen »Liebe« verdient, dient der Befriedigung eines sechsten physischen Sinnes, des Geschlechtstriebes. Die ideale Liebe sieht ganz davon ab; die ideale Liebe trägt alles, duldet alles, leidet alles. Die idealste und uneigennützigste Form der Liebe ist die der Eltern zu ihren Kindern. Nun haben die Tiere anscheinend diese Liebe auch. Aber erstens nur so weit, als es zur Erhaltung der Art unbedingt nötig ist. Daher kommt es z. B., dass die Tiere die Jungen der zweiten und dritten Brut

Person, nicht „Herzensbedürfnisse“, „Seelenstimmungen“, sondern Momente äusserer, rein physischer Natur. — Ch. Dickens schreibt von einem Raben im „Barnaby Rudge“: „Es schmerzt mich, es auszusprechen, dass er die ihm entgegen gebrachten Gefühle der Hochachtung weder mir noch anderen gegenüber auch nur im geringsten erwiederte, mit Ausnahme der Köchin, an die er sich anschloss — aber nur, wie ich fürchte, mit dem materiellen Hintergedanken eines militärischen Liebhabers!“ Sehr richtig! — Der Hyazinth-Ara des Frankfurter Zoo nickt, wenn man sich eben mit ihm beschäftigt, ihm auch vielleicht den Kopf gegrauelt hat (was bei allen Papageien ein sehr angenehmes körperliches Gefühl hervorruft) und man nun einige Schritte abseits oder zurückgetreten ist, mit dem Kopfe abwärts; ich glaubte früher, dass diese Rückbewegungen eine Aufforderung seien, wieder näherzutreten, von neuem herbeizukommen, um den Vogel weiterhin zu kitzeln, ja dass es vielleicht eine Andeutung von Sympathie, von psychischer Anhänglichkeit sei; ich habe aber nun bemerkt, dass der Papagei mit den Ruckbewegungen weiter nichts will als einige (vor kürzerer oder längerer Zeit) hinuntergeschluckte Nahrungsteile, insbesondere das Süsse (Zucker etc.), wieder aufwürgen und den Genuss auf den Geschmacksnerven des inneren Rachens von neuem durchkosten. Zu diesem Tun wird der Vogel gereizt entweder durch das Bedürfnis, zu der Süssigkeit des Grauelns auch noch die des Geschmackes zu haben (Gedanken-, bezw. Willensassoziation?) oder er erwartet auch vielleicht von dem Besucher etwas Fressbares und befriedigt dann, wenn er nichts erhält, seine Erwartung durch Hervorwürgen und neues Durchkosten des schon Genossenen.

geradezu oft vernachlässigen, während bei den Menschen direkt das Gegenteil konstatiert werden kann: Je mehr Kinder eine Mutter hat, um so mehr liebt sie dieselben, und manchmal fast die jüngsten am meisten. Und dann erklären sich zweitens alle Liebestaten der Tiereltern recht leicht als mehr oder minder instinktive Naturtriebe. Das Tier muss absolut so handeln wie es handelt und kann nicht anders — der Vogel muss z. B. das Nest bauen, die Jungen füttern, bei Bedrohung derselben durch eine Gefahr ängstlich sein u. s. w. — ohne dass er sich des ethischen Wertes seiner Handlung bewusst wäre oder bewusst sein könnte. Er hat Angst, wenn das Nest gefährdet ist, mehr für sich oder allein in sich als Eigenpotenz wie für die Jungen, d. h. er fürchtet, schreit und lärmt angesichts eines gefahrdrohenden Subjektes in der Nähe seines Nestes instinktiv, ohne dabei speziell an eine Bedrohung der Jungen zu denken und auf sie gerade direkt zu reflektieren, sondern weil das durch den Sehnerv seinem Hirn übermittelte Bild in ihm augenblicks den Reiz hervorruft, ängstlich zu sein, zu schreien. Daher Erscheinungen wie diese, dass die Eltern so überaus oft gerade durch ihr Schreien beim Nest dieses selbst und die Eier oder Jungen verraten (wenn sie ruhig sein wollten — was sie aber nicht können! — würden sie nicht die Verräter in eigener Person spielen). Daher überhaupt schon Erscheinungen wie diese, dass eine zum ersten Mal brütende Vogelmutter an den Kalkkugeln in ihrem Nest, von denen sie garnicht einmal weiss, was und wie sie sind und werden (dass sie also »Leben« enthalten), mit grosser mütterlicher Liebe und Sorgfalt hängt.[1]) Sie tut es, weil sie eben muss — unbedingt, triebmäfsig, unbewusst.[2])

---

[1]) Der hochverehrte Altum hat jedoch nicht Recht, wenn er meint, der Vogel hänge an seinen Eiern mehr als den Jungen; im allgemeinen ist das Umgekehrte der Fall. Das Leben Zeigende zieht auch die Tiere mehr an.

[2]) Das ist eben der grosse Unterschied zwischen Mensch und Tier, dass sich Mensch und Mensch vermittelst der von ihnen erfundenen Sprache verständigen und sich alles mitteilen. Ein zum ersten Mal legender Singvogel weiss doch gewiss nichts davon, dass seine Kalkkugel ein junges Lebewesen birgt; ein menschliches weibliches bezw. männliches Wesen würde, wenn es bis zum Stadium der Fruchtbarkeit von allen anderen menschlichen Wesen ferngehalten worden wäre, mit einem geistig gleich, körperlich-geschlechtlich entgegengesetzt gearteten Menschenwesen unzweifelhaft die geschlechtliche Kopula eingehen — — ganz unbewusst, ohne Frage nach dem Warum und Wozu; es würde. Denn dieser sinnliche Vorgang ist noch am ehesten instinktmäfsig,

Ist dem sinnlichen Bedürfnis des Tieres Genüge geschehen, so ist es befriedigt. Nicht so bei der eigentlichen echten Liebe! Das gerade Gegenteil lässt sich bei ihr konstatieren. Das schönste, aber auch wahrste Lob ist ihr gesungen in 1. Cor. 13.

XII. Das Tier hat kein Wissen von sich selbst als Person, kein Selbstbewusstsein. Wie es keine abstrakten Begriffe und Ideen, keine allgemeinen Vorstellungen hat, so kennt es sich auch nicht als geistige Individualität, weiss nichts von sich als Person oder Persönlichkeit mit oder ohne Wert.[1]) Selbst Darwin hat dies im letzten Grunde zugegeben.

Eine Nebenuntersuchung soll hier eingereiht werden. Zeugen die Spiele der Tiere von einem Seelenleben? In keiner Weise. Denn auch die Spiele sind ja etwas physisch Triebmäfsiges, ein Etwas, das ja selbst auch verstandeslosen Tieren eigen sein kann; die Pflanzentiere z. B. machen recht oft mit ihren Organen spielende Bewegungen; die Thysauren. sehr niedrig organisierte, ungeflügelte Insekten, welche keine Verwandlung durchmachen, spielen: »Das Männchen läuft um das Weibchen herum; sie stossen einander, indem sie sich gegenüberstellen und rückwärts und vorwärts springen wie zwei spielende Lämmer. Dann rennt das Weibchen fort, das Männchen folgt ihm, überholt es und stellt sich ihm wieder gegenüber; dann macht das Weibchen kehrt, das Männchen aber, flinker und lebhafter, läuft ebenfalls herum und scheint es mit seinen Fühlern zu peitschen; dann stellen sie sich wieder ein Weilchen einander gegenüber, spielen mit ihren Fühlern . . . .« (J. Lubbock in Transact. Linnean Soc. 1868). »Spielen« ist ein dem organischen Lebewesen unbedingt und a priori zugehörender unwillkürlicher Reiz, der sich auslöst und auslösen muss. Die Spiele, insbesondere die der jungen Tiere und Menschen, erklären sich einmal als Auslösung oder Entladung einer überschüssigen Körperkraft oder

tierisch; das weibliche Wesen würde den aufgenommenen Embryo zur Entwickelung bringen und nichts wissen von Gebären; aber es würde dies und alles andere dann sofort zur Genüge wissen, wenn ein anderes weibliches Wesen es darüber aufklärte.

[1]) Deswegen ist es auch falsch, von bewusster „Selbsttäuschung" und „Selbstdarstellung" bei Tieren zu sprechen; das sind ja wohl willkommene theoretische Begriffe, um als Lückenbüsser in der Konstruktion einer Tierpsychologie zu dienen; aber sie passen auch nur in die Bücher hinein, nicht in die Natur

überhaupt auch nur einer vorhandenen Kraftmenge, die nicht ruhen kann, sondern sich betätigen d. h. nach aussen hin objektivieren muss wie der Dichter oder Komponist seine innere Seelenunruhe nach aussen hin objektiviert durch Komposition eines Liedchens, vergl. z. B. »Um Mitternacht wohl fang ich an, spring aus dem Bette wie ein Toller, nie war mein Busen seelenvoller, zu singen den gereisten Mann« im »ewigen Juden«[1]). Bedingt werden die Spiele — wie z. B. auch die Gesänge der Vögel — natürlich dadurch, dass sich das Tier physisch-körperlich wohl fühlen muss und die Spiele sind also ein Ausfluss körperlichen Wohlbefindens. Sowohl vorhandene, sich betätigen müssende Lebenskraft wie körperliches Wohlbefinden ist conditio sine qua non für die Spiele. Beides sind aber zwei rein physiologische Momente, die nicht das Geringste mit Verstandesleben und noch weniger mit bewussten Seelengefühlen zu tun haben. Das Tier will im Grunde nicht spielen,

---

[1]) Sehr richtig sagt hierzu Schiller im 27. der Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen": Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen über die Notdurft gegeben und in das dunkle tierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt und kein Raubtier zum Kampf herausfordert, so erschafft sich die müssige Stärke selbst einen Gegenstand: mit mutvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand geniesst sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in den Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unleugbar ist in diesen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfnis überhaupt, bloss von einem bestimmten, von einem äusseren Bedürfnis [d. h. mit anderen Worten: er muss singen etc.]. Das Tier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Tätigkeit ist, und es spielt, wenn der Reichtum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Tätigkeit stachelt." Jean Paul sagt in der „Levana": „Das Leben ist anfangs der verarbeitete Überschuss der geistigen und körperlichen Kräfte zugleich; später, wenn der Schulszepter die geistigen (Kräfte) bis zum Regnen entladen hat, leiten nur noch die (körperlichen) Glieder durch Laufen, Werfen, Tragen die Lebensfülle ab". — Herbert Spencer meint: Bei den höheren (jedoch auch den niederen) Tieren „zeigt sich, dass Zeit und Kraft nicht mehr ausschliesslich von der Sorge um die unmittelbarsten Bedürfnisse in Anspruch genommen werden. Indem sie vermöge ihrer Überlegenheit sich bessere Nahrung verschaffen, gewinnen sie dadurch einen Überschuss an Lebenskraft. Sind ihre Begierden gestillt, so empfinden sie kein Verlangen mehr, das ihre überschäumenden Kräfte auf die Verfolgung neuer Beute oder auf die Befriedigung irgend eines dringenden Bedürfnisses hinlenken könnte."

sondern es muss spielen.[1]) Wie sehr das Instinktive aber auch hier wiederum auf einer bestimmten festen Naturregel basiert und Ziel und Zweck hat, ergibt sich daraus, dass die Spiele der Tiere unbedingt nötig sind als Vorübung zu späteren Lebensbetätigungen, welche im Kampfe ums Dasein

---

[1]) In einem trefflich gearbeiteten Buche: „Spiele der Tiere", dessen Verfasser, Professor Groos in Giessen, selbst nicht Fachmann in zoologicis, nur leider teilweise eine Zusammenstellung von populären — im Brehm'schen, einem das Tier förmlich als Mensch hinstellenden Stile gehaltenen — Tiergeschichtchen beliebt, heisst es zutreffend (S. 17): Man beobachte das Spiel junger Hunde! Da haben sich zwei so lange im Garten herumgejagt, bis sie vor Erschöpfung nicht mehr konnten und nun schnell atmend mit heraushängender Zunge auf der Erde liegen. Jetzt richtet sich der eine etwas auf, sein Blick fällt auf den Kameraden, und sofort packt ihn wieder mit unwiderstehlicher Gewalt die angeborene Rauflust. Er geht auf den anderen zu, schnüffelt ein wenig an ihm herum und sucht ihn dann mit einer gewissen schwerfälligen Tätigkeit, offenbar halb wider Willen dem allmächtigen Trieb gehorchend, an einem Bein zu packen. Der Geneckte gähnt und setzt sich müde und langsam zur Wehr; aber allmählich reisst der Instinkt den Erschöpften mit sich, und in wenigen Augenblicken tollen die beiden wieder mit leidenschaftlichem Eifer umher, bis gänzliche Atemlosigkeit dem Spiele ein Ziel setzt. Und so geht es in endlosen Wiederholungen weiter, sodass man den Eindruck hat: die Hunde warten allemal nur solange, bis wieder ein wenig Kraft vorhanden ist, nicht bis „sich das überflüssige Leben selbst zur Tätigkeit stachelt." — Was die Vermenschlichung des Tieres angeht, so bringt Dr. A. E. Brehm, den ich im Übrigen aus zwei Gründen überaus hoch schätze — einmal wegen des genialen Zusammenfassens des ganzen naturerforschenden Wissens unserer Zeit und zweitens, weil er seine Werke in so überaus schöner Sprache geschrieben hat (in ihm steckte wahrlich ein gut Teil Dichter) —, in dieser Beziehung manchmal geradezu aneckelnd Lächerliches, weniger im „Tierleben" als in „Das Leben der Vögel" (Adolf und Karl Müller — „Tiere der Heimat" — sind in Derartigem viel bescheidener). Der irreführende — weil oberflächliche, nicht in das Wesen der Dinge an sich eindringende — Brehmsche Standpunkt hat sich heute für die exakte Wissenschaft total überlebt; nicht überlebt hat sich aber dieser Standpunkt für die volkstümliche Auffassung der Naturvorgänge. Und das Letztere ist einmal nicht zu ändern und dann ferner im letzten Grunde auch wieder gut. Denn der gewöhnliche Mann des Volkes soll und darf nicht tiefer in die Dinge eindringen als er kann; der Laie auf dem Gebiet der Naturwissenschaften — der Bauer, der Schullehrer, der Dichter — muss die Welt mit seinen Augen (d. h. also: falsch) ansehen, wenn ihm nicht ein gross und gut Teil seines Idealismus verloren gehen soll (Hölty z. B. würde bei einer realistischen Erkenntnis der Naturdinge garnicht seine wehmütigen Lieder haben schreiben können). Die Naturwelt würde für den Laien ihrer Grossartigkeit verlustig gehen, wenn er sie nicht mehr in Bezogenheit auf

sehr wichtig sind[1]) (wie z. B. das Lauern auf die Beute, das Fangen, Erjagen, Entfliehen, das Festhalten des ♀ zum und beim Begattungsakt u. s. w.). Dass hier die Zuchtwahl der Natur tätig ist und diejenigen Individuen am meisten begünstigt, welche in der Jugend am meisten gespielt haben, liegt auch klar auf der Hand.

Bei einigen Tieren kann und muss man von dem Gesagten eine Ausnahme machen: Das sind Hund und Pferd, die anthropomorphen und vielleicht auch noch einige andere Affen, sowie wohl etwa noch der Elefant. Die menschenähnlichen Affen vollbringen mitunter Gefühlstaten, welche die Unterstufe und den Anfang eines Seelenlebens darstellen. Doch darf man auch bei ihnen das empirisch Gesehene und Gehörte nicht etwa falsch werten und beurteilen, sondern muss es objektiv prüfen. Und in diesem Falle wird man, wenn tatsächlich auch die menschenähnlichen Affen auf einer fast übertierischen Entwickelungsstufe stehen, erkennen, dass das Tun der Affen so annähernd auf derselben Stufe steht wie das Tun der kleinen Kinder, bei denen sich ja ein eigentliches Seelenleben auch noch nicht recht entwickelt hat. Ich meine freilich nicht ein Kind im Alter von vier Wochen, welches ja nur erst Wärme- und Kälte-, noch keine Licht- und Schallempfindungen hat — die Reizempfindung für Licht z. B. entwickelt sich erst in der vierten bis zehnten Woche, wo auch erst das, was wir eigentlich »Wahrnehmung« nennen, nämlich die in deutliche Beziehung mit der Aussenwelt gebrachte Empfindung, auftritt —, sondern ein weiter entwickeltes Kind, welches schon ein bis zwei Lebensjahre hinter sich hat.

Wie fein und verwickelt dagegen das Seelenleben eines erwachsenen normalen Menschen ist — ganz abgesehen von einem geistig oder seelisch besonders fein gebildeten —, brauche ich wohl kaum aufzuzeigen. Ich kann es im Grunde wohl auch kaum. Denn dieser Bestandteil unseres menschlichen Seins, den wir »Seelenleben« nennen, ist so vielartig, wechselnd, mannigfaltig, dass man seiner Entwickelung kaum folgen, seine einzelnen Momente nicht absehen kann. Es ist

---

sich selbst als fühlendes Menschenwesen betrachten könnte. Der Tierschutz z. B. — die Barmherzigkeit, Güte, Liebe gegen die Tiere und dann in zweiter Linie auch immer gegen die Mitmenschen (als Folgeerscheinung) — beruht zum guten Teil auf einer idealistisch vermenschlichenden Anschauung der Natur.

[1]) Die später notwendigen Bewegungen führen die spielenden jungen Tiere unwillkürlich und unbewusst in der richtigen Weise aus.

mehr denn ein göttlicher Funke, der in uns wohnt! Wie schnell und zart die Seelengefühle des Menschen hin und her zittern, wie sie sich in neuen Motiven begründen und zu neuen Zwecken umgestalten, ist nach meinem Empfinden am schönsten dargestellt in »Werthers Leiden« und »Jörn Uhl« (welche beiden Dichterwerke sich an klassischer Vollkommenheit gleichkommen); aber trotz dieser passenden und treffenden Darstellung ist das Gebotene nur eine annähernd richtige Wiedergabe des Tatsächlichen. Es lassen sich eben die Regungen und Kraftbewegungen des Seelenlebens mit seinen raschen und tiefen grossartigen Wechselsprüngen nicht mit Lineal und Zirkel messen, nicht mathematisch in Gedanken und Worten festbannen. Ausserdem wird durch ein so vollständiges Zusammenfallen von Subjekt und Objekt wie in unserem Falle eine objektive empirische Beobachtung fast unmöglich gemacht. Und schliesslich hat jeder Mensch ein anderes Seelenleben mit anderen und anders fein verzweigten Vorstellungen: Das muss jedermann aus seiner selbsteigenen Erfahrung wissen und verstehen.

Dies Eine scheint im allgemeinen unbedingt festzustehen: Die seelischen Züge im Menschen sind etwas vom Verstand Unabhängiges: sie sind ein ganz Selbständiges, nicht Erlerntes, sondern a priori im Menschen Vorhandenes, das mitunter mit elementarer Gewalt hervorbricht (wie z. B. die urplötzliche Geneigtheit zu einem Liebeserweis, Mitleidsgefühl u. s. w.). Die Seelengefühle sind im menschlichen Gemüt ganz intuitiv vorhanden, ohne jedes verstandesmäfsige Betrachten und gedanklich reflexionsmäfsige Grübeln (welches, wenn es vorhanden wäre, der seelischen Lebensregung vorauszugehen hätte). Die Seelentriebe nenne ich urwüchsige, ureingeborene Herrschaftskräfte im Menschenvermögen. Jeder besitzt sie; der Ungebildetste kann sie in der reinsten und rührendsten Form besitzen.

Die eigentliche Untersuchung ist hiermit zu Ende. Es soll noch ein allgemeines Fazit — an Stelle eines Rückblicks — angereiht werden.

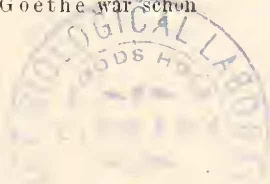
Es ist zunächst noch dies zu bemerken: Wer über Verstandes- und Seelenleben zu sprechen wagt, nimmt eine sehr schwierige Position ein; darüber muss man sich von allem Anfang an klar sein; denn in diesen philosophisch gearteten Dingen hat jeder mehr oder minder ein eigenes subjektives Urteil, von dem er sich nicht leicht abbringen lässt.

Philosophie ist mehr noch als reine Naturgeschichte; und eine philosophische Weltanschauung lässt sich niemand auf-oktroyieren. Da ist und hat jedermann — glücklicher Weise! — sein eigenes Ich: ego sum. Die reinste und klarste Natur- d. i. Welt-anschauung wird gewonnen durch grösstmögliches vorurteilsfreies Studium der vorliegenden Tatsachen in der Natur selbst. — Das hier Gebotene bewegt sich weder in chemischen Formeln noch tischt es einen Wust lateinischer Nervennamen auf. Die vorliegenden Zeilen haben ihren Zweck im wesentlichen erfüllt, wenn der Leser zu weiterem Nachdenken, zu neuer empirischer Beobachtung und objektiver Prüfung des Beobachteten angeregt wird.

Das Fazit oder auch, wenn man lieber will, das Leitmotiv der ganzen Untersuchung ist: Tatsache der Entwickelung. Der Gedanke der Entwickelung schwebt über aller und jeder Betrachtung. Das Entwickelungsgesetz gilt ebensowohl für das Körperliche, Physische wie für das Geistige und selbst auch das Seelische. Schon Livius hat dieses Gesetz in seiner rohesten und einfachsten Form erkannt.[1]) Goethe erkennt es an (in seinem Pflanzenwerk). Auch Kant hat ihm Ausdruck gegeben.[2]) Lamarck und Darwin haben, wie bekannt, das Entwickelungsgesetz in erweiterter und verfeinerter Form festzustellen gesucht. Ich will nicht weiterhin die Wolke von namhaften Zeugen, welche für das Entwickelungsgesetz eingetreten sind (unter welchen mir Wallace, Huxley und Weismann als die be-

[1]) Der fleissige römische Schriftsteller, wohl der bedeutendste Historiker des Altertums, schreibt: „Bei Pflanzen und Tieren ist die den Artcharakter aufrecht haltende Vererbung ohnmächtig gegen die durch Boden und Klima (quantum pro prietas coelique) bewirkten Veränderungen; alles entwickelt sich vollkommener an dem Orte seines Ursprungs; bei Versetzung auf einen fremden Boden verwandelt es seine Natur nach den Stoffen, die es aufnimmt". Liv. 38, 17.

[2]) Kant schreibt in dem Aufsatz „Über die verschiedenen Rassen des Menschen" (1775): „Luft, Sonne und Nahrung können einen tierischen Körper in seinem Wachstum modifizieren .... Was sich fortpflanzen soll, muss in der Zeugungskraft schon vorher gelegen haben, als vorherbestimmt zu einer gelegentlichen Auswickelung, den Umständen gemäfs, darein das Tier geraten kann und in welchen es sich beständig erhalten soll." — Übrigens sind vor allem Livius und auch noch Kant als halbe Laien in rein naturwissenschaftlichen Dingen keine maisgebenden Autoritäten; Goethe war schon eher (aber auch noch relativ wenig) fachgeschult.



deutendsten erscheinen), aufzählen. So unbeholfen nun auch unsere gedankliche Vorstellung der Naturentwickelung in mancher Hinsicht ist, als ein wie fragliches, rätselhaftes, jedenfalls unzureichendes Ding sich unser Begriffsbild in vielen Fällen darstellen mag, so wenig die Entwickelungslehre öfters zur Erklärung vorliegender Tatsachen auch nur einigermafsen ausreicht — z. B. bei der Vorstellung, wie es denn möglich sein soll, dass sich Tiere durch so ganz verschiedene Formen hin (von der primitiven bis zu komplizierten) durchbilden konnten[1]) —, so war und ist doch die Entwickelung vorhanden, sie ist ganz gewiss eine Tatsache; und wir müssen das Entwickelungsgesetz auch auf das Geistige übertragen. Die Aus- und Weiterbildung des Geistigen läuft in zur physischen Auswickelung parallelen Bahnen. Es gibt eine ausreichende Skala von Zwischenstufen zwischen den einzelnen Momenten des geistigen Lebens. Wenn wir die Entwickelung schliesslich auch für das seelische Sein und Werden in Anspruch nehmen, so mögen wir begreifen, wie sich bei den höchststehenden Tieren — Affen, Hunden, Pferden — nur erst ein ganz kleines Stückteilchen von Seelenleben zeigen kann. Immerhin besitzen sie dieses und haben sich damit tatsächlich auf eine überaus hohe Stufe über die andere Tierwelt herausgebildet. Die genannten Haustiere verdanken es zum grössten und besten Teile dem Umgang mit dem Menschen selbst. Dieser selbst ist seiner leiblichen Organisation nach ein Tier mit tierischen Bedürfnissen, ein tierisches Wesen (animal), in geistiger Hinsicht nur per analogiam auf Grund der annähernd gleichen Gestaltung der Intelligenz bei Tier und Mensch; und nach seiner seelischen Organisation ist der Mensch garnicht mehr Tier. Darum eben das Motto: Homo **animal** — et **non animal.**

In dem Weltganzen, in der Natur ruht eine wunderbare allgemeine. leitende oberste Kraft. Sie ist der Natur immanent, urwüchsig eigen, nicht etwa transcendent. von aussen kommend, von aussen wirkend und schaffend. Wir können sie »Gott« oder ein Stück von jener Gottheit.

[1]) Es gehört schon ein ganzes grosses Stück Phantasie in des sonst von mir hochgeschätzten Bölsche Manier dazu, um hier eine Erklärung zu geben; Bölsche weiss ja ganz genau, welches die einzelnen Vorahnen des Menschen gewesen sind. Haacke macht sich mit Recht über derartige Spiegelfechtereien lustig.

welche unsere praktische Vernunft als existierend fordert, nennen. Ein »Gott«, welcher alle Entwickelung geleitet hat und noch leitet, ist, wie auch der bedeutende Entomologe E. Wasmann sehr richtig sagt, heute für unser begriffliches Denk- und Vorstellungsvermögen noch ebenso nötig wie vor hundert und tausend Jahren. Denn noch wissen wir ja das Wenigste vom Wesen und Gehalt der Dinge; und wir werden mit unserem endlichen Verstand nie viel mehr zu erkennen lernen. Ignoramus et ignorabimus! Woher der Stoff und die Kraft und die Intelligenz gekommen sind, 'was eigentlich Materie und Leben im letzten Grunde sind, bedeuten, darstellen, warum und wie der Mensch ward und ist und sein wird, warum die Welt, aus welchem Grunde die Energie ewig dauert, wie der unendliche Raum und die unendliche Zeit geworden sind — und so viel hundert andere Dinge mehr — wissen wir ja gar nicht und können es nie wissen. Es liegt jenseits des menschlichen Blickfeldes. Wir können nur Analysen machen, nur in Einzelheiten zergliedern; wir können uns nur diese und jene Modifikationen erklären, einige Besonderheiten des Wie, niemals das grosse unendliche Was.

Man kann — oder muss — Darwinist und Theist sein.

Es war ein stolzes und wahres Zeichen edlen, aufrichtigen Denkens, als bei der Grundsteinlegung des Neubaues des Frankfurter naturhistorischen Museums 1904 Exzellenz von Lindequist die drei Hammerschläge mit dem Spruche begleitete:

»Im allerhöchsten Auftrage der hohen Protektorin, Ihrer Majestät der Kaiserin: Zur Förderung der Wissenschaft, zur Ehre Gottes!«

Gonsenheim bei Mainz, Villa »Finkenhof«.